

Paul Michel (Zürich):

Nihil scire felicissima vita

Wissens- und Enzyklopädiekritik in der Vormoderne

Die ist eine um die Anmerkungen und einen Schlussteil gekürzte Internet-Fassung des Aufsatzes, der erschienen ist in:

Theo Stammen / Wolfgang E. J. Weber (Hgg.), Wissenssicherung, Wissenordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopedien, Berlin: Akademie-Verlag 2004 (Colloquia Augustana, Band 18), S. 247-289.

Einzig die Buchversion ist für akademische Belange zitierbar.

Einleitung

Das enzyklopädische Zusammentragen und Bereitstellen von Wissensinhalten zwecks Konsultation (aber auch zum Ausweis “wie herrlich weit wir es gebracht”, oder um das intellektuelle Pfauenrad zu schlagen usw.) wurde seit alters begleitet von kritischen Stimmen. Schon die alten Griechen ... Tatsächlich sagt bereits HERAKLIT um 500 vor Christus: *Vielwisserei lehrt nicht Verstand haben.*

Die Kritik am Enzyklopädischen ist ein Spezialfall der Wissenskritik; und Wissenskritik macht sich gerne fest am Prototyp des Wissensspeichers, d.h. an enzyklopädischem Schrifttum. Wissenskritik hat verschiedene Kaliber: Sie reicht von der Erkenntnistheorie über Kritik an konkreten Wissensbeständen und Methoden der Wissensproduktion bis hinab zu Fragen der Organisation der konkreten Wissensbestände; sie kann als bloßes heuristisches Mittel dienen oder methodisch zur Wissens-Triage gehandhabt werden oder radikal alle Erkenntnisfähigkeit in Abrede stellen; sie kann sich auf empirische oder metaphysische oder deontische Sätze beziehen oder auf Schlussverfahren. – Es hat sich als klug erwiesen, von einem offenen Begriff des ‘Enzyklopädischen’ auszugehen, um nicht voreilig ergiebige Texte auszuschließen. Ebenso soll hier – auf die Gefahr hin, zu viel ins Gesichtsfeld zu bekommen – das Material panoramatisch ausgebreitet werden. (Auf eine philosophische Diskussion der Probleme des Skeptizismus sowie auf Traditionszusammenhänge möchte ich aber nicht eintreten.)

Für die Erforschung des enzyklopädischen Denkens ist die skeptizistische Tradition insofern von Belang, als sich anhand der kritischen Stimmen zur Wissensverwaltung Gesichtspunkte gewinnen lassen, die den enzyklopädischen Umgang mit Wissen ex negativo charakterisieren. Gesichtspunkte ergeben sich auch aus den Organisationsstrukturen der Enzyklopädien selbst sowie aus metatextuellen Passagen wie z.B. Vorworten, in denen sowohl rechtfertigende Argumente für die eigene als auch Polemik gegen andere Wissensorganisationen anzutreffen sind.

Der Anlass und das Ziel der Kritik, sowie die literarischen Techniken der Kritiker (oder: Motivation, Objekt, Darstellung) treten in einzelnen Aussagen ineinander verschränkt auf. Um das Komplexen zu entwickeln gebe ich zunächst (A) einen (offenen!) Katalog der Gesichtspunkte, auf die sich der Leser bei der (B) Besprechung konkreter Texte zurückbesinnen möge; am Schluss soll von der (C) Kategorie der literarischen Darbietungsweisen der Kritik die Rede sein.

A. Anlass und Beweggründe zur Kritik; Katalog der Gesichtspunkte

A 1. Widersprüche zwischen einzelnen Wissensinhalten

Erstaunlich ist für uns Heutige weniger, dass Widersprüche zwischen Wissensdaten Anlass zu Kritik bilden, als vielmehr, dass Widersprüche lange Zeit nebeneinander ausgehalten und in additiver Reihung stehengelassen wurden. Noch bei Conrad GESSNER (1516–1565) können die Physiologus-Tradition (so der Pelikan, der die Jungen nach drei Tagen mit seinem Blut auferweckt) und die moderne Empirie (der Pelikan mit seinem Hautsack am Unter-Schnabel) unkritisch nebeneinander bestehen.

A 2. Auseinanderklaffen von Theorie und Praxis, Widersprüche zwischen Meinung und Empirie

Zunächst die klassische Meta-Geschichte: Der platonische SOKRATES erzählt, um die scheinbare Lächerlichkeit des Philosophen zu erläutern, eine (äsoische) Anekdote, die im Lauf der Geschichte als anti-theoretisches Paradigma Furore machen wird: *Den Thales soll, als er, um die Sterne zu beschauen, den Blick nach oben gerichtet, in den Brunnen fiel, eine artige und witzige thrakische Magd verspottet haben, dass er, was im Himmel wäre, wohl zu erfahren strebte, was aber vor ihm läge und zu seinen Füßen, ihm unbekannt bliebe.* (»Theaitetos« 174a, Schleiermachers Übersetzung).

Cicero referiert (»de oratore« II, 74ff.) folgende Anekdote: HANNIBAL kommt nach seiner Vertreibung nach Ephesos, wo er eingeladen wird, mit einem berühmten Philosophen zu diskutieren; dieser, Phormion, spricht beredt einige Stunden über Feldherrenpflichten *et de omni re militari*, worauf der erfahrene Stratege sagt, er habe noch nie jemanden gehört, der dümmeres Zeug verzapft habe (*qui magis deliraret*).

Erstaunlich früh trifft man auf Autoren, die auf den Widerspruch zwischen exzerpierten Stellen (Bücherwissen) und eigenem Wissen hinweisen. Solche Stellen bleiben indessen exceptionell. ALBERTUS MAGNUS (um 1193–1280) kolportiert in seinem Tierlexikon beispielsweise die Meinung, dass der Strauss Eisen fresse; er hat das aber nicht bestätigen können: *De hac ave dicitur quod ferrum comedat et digerat; sed ego non sum hoc expertus quia ferrum saepius a me pluribus strutionibus obiectum comedere noluerunt.* KONRAD VON MEGENBERG widerspricht sogar höchsten Autoritäten wie Plinius: *aber des gelaub ich niht.*

Schließlich sei erwähnt, dass Bayles Projekt ursprünglich darin bestand, die Fehler des Moréri zu kritisieren (vgl. unten B 11).

A 3. Auseinanderklaffen von Wissen und Moral

Immer wieder wird bemängelt, dass Vielwissen nur zur Verwirrung der Gemüter, aber nicht zum guten Handeln führt. Ein Musterbeispiel ist des PLINIUS Epistel 88, in der er die Artes liberales – abgesehen von vielen Verwirrungen – bestenfalls als notwendige Vorstufe, aber nicht hinreichend für die Erlangung der Sittlichkeit (*virtus*) herausstellt (§ 31), den *vir litteratus* dem *vir bonus* gegenüberstellt (38), die *subtilitas* der *veritas* (43).

In der kleinen Schrift »Über seine und vieler anderer Unwissenheit« (1376) deklariert PETRARCA die Nutzlosigkeit des naturkundlichen Wissens, das er aus Plinius u.a. anzitiert. Er zählt eine Reihe von zoologischen Merkwürdigkeiten auf: das hohe Alter des Elefanten, die Verjüngung des Phoenix, die Tigerjagd mittels Spiegel, dass die Bärin den Jungen durch Lecken ihre Form gibt usw.; dann schreibt er: *Quae denique, quamvis vera essent, nihil penitus ad beatam vitam. Nam quid, oro, naturas beluarum et volucrum et piscium et serpentum nosse profuerit, et natura hominum, ad quod nati sumus, unde et quo pergimus, vel nescire, vel spernere?* Aristoteles und insbesondere die Aristoteliker lehrten zwar zu wissen, was Tugend sei, aber nicht die Tugend zu lieben (S. 106) – dagegen stellt Petrarca einen christlichen Humanismus.

Eine schöne Stelle aus dem Barockzeitalter findet sich in des Mateo ALEMÁN »Gusman de Alfarache« (1599/1604). Das Kapitel "Von der Ignorantz" gipfelt in Aussagen wie: *Die Unhöflichkeit / die Unwissenheit / die Einfalt und die Ungelährtheit wird gar gern begleitet mit der innocentia und Unschuld / aber die curiositet unnd subtilitet wird beglait mit der Bosheit; Die Demuth / Forcht / Gehorsam und Gütigkeit begehren eine lähre / gelehrnige und demütige Seel / welche nicht viel von ihr selbst præsumiret.*

A 4. Religiöse Motivation

Offenbarungsreligionen sind nicht prinzipiell wissensfeindlich. Es lässt sich eine Skala skizzieren: Auf der einen Seite stehen die die Naturwissenschaften begrüßenden Physikotheologen sowie die Exegeten, die das profane Wissen für die Auslegung der Schrift in Dienst nehmen – die Mitte halten die Fideisten, die das rationale Erkennen nur für Belange der Offenbarung als untauglich erachten – am anderen Pol stehen diejenigen, die alles Wissen für das Seelenheil als Torheit erachten.

PAULUS schmettert nicht zuletzt gegen die hellenistische Kultur sein *scientia inflat, caritas vero aedificat* (1 Kor 1,20–27: *Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen.* vgl. 8,1; Kol. 2,8; 1Tim 1,4; 2Tim 2.17).

A 5. Irritation durch neue Entdeckungen

Festzustellen, dass im 16. Jahrhundert die festen Bestände des Wissens durch die Berichte aus den neu entdeckten Gebieten aufgebrochen wurden, dass durch die Gutenberg-Galaxis eine Pluralität von Meinungen besser verbreitet wurde, dass man infolge der kontrovers-theologischen Disputation andere Standpunkte als hartnäckig widerständig einsehen lernte, ist ein Gemeinplatz. Dies ist aber eine für sich nicht hinreichende Bedingung. Man muss sehen,

dass bereits im Mittelalter Berichte aus anderen Regionen vorlagen (sei es Mandeville, sei es Marco Polo); dass weitschweifige Lektüre in einer guten Klosterbibliothek mannigfaltige Standpunkte hätte zeigen können; dass es im Christentum seit der Väterzeit eine alte Tradition der Diskussion mit Ketzerbewegungen gab. Entscheidend ist, dass man damals das Fremde ausgrenzte oder verheimatete oder auch ganz schlicht nebeneinander stehen ließ, während nach 1600 eine merkwürdige Lust aufkommt, Widersprüche zu entdecken. Diese neue Mentalität ist nicht allein durch äussere Einflüsse wie die Entdeckungen oder die Reformation erklärbar.

A 6. Einsicht in den Perspektivismus des Wissens (Aspektivität)

Eine alte und zähe Denkfigur ist der Vergleich von verschiedenen Philosophenschulen, die alle einander befehden und doch die Wahrheit nicht zutage fördern (vgl. AGRIPPA VON NETTESHEIM, Kapitel IL). MONTAIGNE gibt in seinem langen Essai I, 12 ein doxographisches Panorama aller verfügbaren Lehrmeinungen – *les Peripateticiens, Epicuriens, Stoiciens* – *un tintamarre de tant de cervelles philosophiques*, was für ihn der Beweis für die Wahrheitsunfähigkeit des Geistes ist.

Montaigne gewinnt die Einsicht in die Standortabhängigkeit des Subjekts, das sich mit allen Urteilen tingiert. *Je pourray tantost changer, non de fortune seulement, mais aussi d'intention: C'est un contrerolle de divers et muables accidens, et d'imaginations irresoluës, et quand il y eschet, contraires: soit que je sois autre moy-mesme, soit que je saisisse les subjects, par autres circonstances, et considerations.*

Auch Gianfrancesco PICO DELLA MIRANDOLA argumentiert im ersten Buch seines »Examen vanitatis scientiae« so. (Vgl. C 6).

A 7. Eingebundenheit in eine Diskurswelt; Ideologiehaltigkeit des Vorurteils

Francis BACON (1561–1626) hat im »Novum Organum« (Aphorismen 38 bis 62) mit seiner *Idola*-Lehre die moderne 'Diskurs'-Theorie vorweggenommen. Als *idola* bezeichnet er falsche Begriffe (*notiones falsae*), die den einzelnen Menschen oder eine Gemeinschaft oder das ganze Menschengeschlecht derart mit Beschlag belegt haben, dass sie die Erkenntnis verstellen. Verführend wirken dogmatische Lehrmeinungen, Voreingenommenheit durch das was man will, vor allem aber der Sprachzugriff (Nr. 43: *mala et inepta verborum impositio miris modis intellectum obsidet.*)

A 8. Sprachskepsis

Man muss unterscheiden: (a) Es gibt die Skepsis gegenüber der natürlichen Sprache, die zur Konstruktion von sprachunabhängigen Zeichensystemen führt. Die Ansicht, die Wörter seien bloß notdürftige einzelkulturelle Behelfe, geht notwendigerweise mit einer Kritik an einer darauf basierenden Systematisierung des Wissens einher. (b) Es gibt die Skepsis gegenüber der Naivität, wonach sich die Ordnung der Welt in der Ordnung der Sprache spiegelt. Wer nicht an vor-sprachliche Strukturen glaubt, die durch sprachunabhängige Beobachtung oder Spekulation aufzufinden wären, muss notwendigerweise eine darauf basierende

Systematisierung des Wissens kritisieren und sich mit der Nichthintergebarkeit der Alltagssprache begnügen.

Zu (a): LEIBNIZ trug sich lange mit dem Gedanken, eine Liste von Urbegriffen zu erstellen, womit eine Enzyklopädie aller menschlichen Kenntnisse möglich würde.

Zu (b): Der zentrale Ansatz in »De causis corruptarum artium« des Juan Luis VIVES (1492–1540) ist die Einsicht, dass die Erkenntnis nicht ausserhalb des *sermo communis* gedacht werden kann. Vives zitiert einmal den Horaz: "*Jus sermonis populi est*". Aber der breite Fluss des natürlichen Sprachgebrauchs sei in die Kanäle eines künstlichen gelenkt worden, und so sei die Sprache auf Regeln eingeschränkt und somit geschwächt worden (s. 79/267). Die scholastischen Lehrer *überschütteten den unerfahrenen Knaben unmittelbar nach der Grammatik sofort mit den Prädikabilien, den Prädikamenten und den sechs Prinzipien, wie einst die Germanen ihre eben erst geborenen Knaben im reissenden und eiskalten Fluss badeten.* (S. 132/373). *Wenn ein Rhetor neue Redewendungen (nova schemata) ersinnen wollte und jene nicht aus dem Sprachgebrauch nimmt, dann werden alle die Dummheit und Unfähigkeit des Mannes auspfeifen. Wie ist es aber, wenn ein Dialektiker das Wahre und Falsche durchforscht und mit Hintansetzung des allgemeinen Üblichen und Überkommenen nach seinem Gutdünken Wortbedeutungen ersinnt? Alle werden sagen: 'Du forschst nicht nach dem Wahren in unserer Sprache, sondern nach dem Wahren in deinen Träumen. Wenn du in unseren Worten und mit dem gewöhnlichen Menschenverstand (communi sensu) Beobachtungen anstellst, dann werde ich hören, was du lehrst'* (S. 141/391).

Zweifel an einer Entsprechung von Sache und Wort äussert MONTAIGNE (vgl. den Anfang von Essai II,16). Er, dessen Fühlen und Reflexion beim Individuellsten beginnt und dort beschreibend verharrt, ist dem verallgemeinernden Begriff gegenüber äusserst reserviert. Man stelle sich vor wie jemand, der sagt: *Quelque diversité d'herbes qui'il y ait, tout s'enveloppe sous le nom de salade* einen entsprechenden Artikel über Gemüse in einer Enzyklopädie verfassen würde! Der Satz *Nostre parler a ses foiblesses et ses deffaults, comme tout le reste. La plus part des occasions des troubles du monde sont Grammariens* ist beinahe wittgensteinisch.

Bereits in der antiken Skepsis kommt der Gedanke vor: *Die Skeptiker bedienen sich der Wörter nur als dienender Hilfskräfte [...]. So pflegen wir zu sagen, dem Raum komme kein Wesen zu, und gleichwohl müssen wir uns des Wortes "Raum" bedienen.* (Diogenes Laertius IX, 77). – Es soll mindestens hingewiesen werden auf John LOCKES »Essay concerning human understanding« (1690), Kapitel III,9–10. Seiner Ansicht nach genügen die Wörter (z.B. 'Flüssigkeit') für eine gewöhnliche, bürgerliche Unterhaltung (*to civil and common conversation*), taugen aber nicht für philosophischen Gebrauch (*in philosophical inquiries*). Oft wird angenommen, mit bestimmten Wörtern (z.B. 'Weltseele') würden Realitäten benannt. Die klügelnde Gelehrsamkeit, die das nicht bedenkt, schadet der Erkenntnis, stiftet Verwirrung. Abhilfe sieht Locke nicht etwa in der Erschaffung einer Kunstsprache, sondern in der Disziplinierung der natürlichen Sprache.

A 9. Kritik an der Unzulänglichkeit von bestimmten Ordnungssystemen

Die vieldiskutierte Paragraphen 66/67 von Ludwig WITTGENSTEINS (1889–1951) »Philosophischen Untersuchungen« über die Familienähnlichkeiten lässt sich als Aufweis der Untauglichkeit von taxonomischen Klassifikation bei gewissen Gegenstandsbereichen lesen.

Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist diesen gemeinsam? [...] Schau die Brettspiele an mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren. – Sind sie alle ‘unterhaltend’? [...] Oder gibt es überall ein Gewinnen und Verlieren oder eine Konkurrenz der Spielenden? Denk an die Patiencen. [...] Schau, welche Rolle Geschick und Glück spielen. Und wie verschieden ist Geschick im Schachspiel und Geschick im Tennisspiel. [...] Und so können wir durch die vielen, vielen anderen Gruppen von Spielen gehen, Ähnlichkeiten auftauchen und verschwinden sehen. [...] 67. Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‘Familienähnlichkeiten’.

Die Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Spielen besteht also nicht in Eigenschaften, die allen Spielen gemeinsam wären; andererseits bilden die Spiele aber auch kein bloßes Konglomerat von willkürlich so benannten Tätigkeiten. Graphisch wird das gerne so dargestellt:

	Merkmale							
Spiel a	A	B	C	D				
Spiel b		B	C	D	E			
Spiel c			C	D	E	F		
Spiel d				D	E	F	G	
Spiel e					E	F	G	H

Der Objektbereich der Spiele (und die Spiele sind nur ein Modellfall) lässt sich nicht mittels der Methode von ‘genus proximum’ und ‘differentia specifica’ gliedern; damit wird für gewisse Bereiche die Organisation des Wissens mittels Dihairesis-Bäumen obsolet.

Eine anders begründete Kritik an einem Ordnungssystem werden wir bei Scheuchzer antreffen (unten B 12).

A 10. Grundsätzliche Zweifel an der Systematisierbarkeit des Wissens

Francis BACON sagt in der Vorrede zur »Instauratio magna« (1620): *Aedificium hujus universi structura sua, intellectui humano contemplanti instar labyrinthi est ...: Der Bau des Weltalls erscheint seiner Struktur nach dem menschlichen Geist, der ihn betrachtet, wie ein Labyrinth, wo überall unsichere Wege, täuschende Ähnlichkeiten zwischen den Dingen und Zeichen, überzwerche und verwickelte Verschlingungen und Verknotungen der natürlichen*

Einrichtung sich zeigen. Man beachte, dass Bacon nicht das Weltall als Labyrinth bezeichnet, es erscheint nur *intellectui humano contemplanti* als solches.

DIDEROT schreibt im Artikel "Encyclopédie" (1755): *Le nombre des systèmes possibles de la connaissance humaine est aussi grand que celui des points de vue. Le seul, d'où l'arbitraire serait exclu, c'est le système qui existait de toute éternité dans la volonté de Dieu.*

A 11. Unergiebigkeit des syllogistischen Schließens

Francisco SANCHES (oder Sanchez, 1552–1623) wendet sich in seinem »Quod nihil scitur« (1581 publiziert) gegen den 'aristotelischen' Glauben, mittels Definitionen und Syllogismen sei Wissen zu erreichen. Definitionen beschreiben das Wesen einer Sache nicht, und mittels Syllogismen kann einerseits alles bewiesen werden, wenn man die dazu tauglichen Prämissen verwendet, andererseits sei auf diese Weise keine neue Erkenntnis auffindbar. Das wirkliche Wissen basiert – Sanches ist Arzt – auf experimentell-sensuellem Wahrnehmen einzelner Individualitäten, und auch dies ist prekär. Er ist keinesfalls absolut skeptisch, sondern wendet sich gegen die Autoritätengläubigkeit und sucht eine neue Methode zur Wissensproduktion.

A 12. Annahme einer anthropologischen Schwäche, Beschränktheit des menschlichen Fassungsvermögens bei der Erkennbarkeit der Welt

Nur kurz erwähnt werden soll Thomas BROWNE (1605–1682), der eine lange Enzyklopädie von Irrtümern – aus der Naturwissenschaft (z.B. der Strauss frisst Eisen), aus der Ikonographie (Moses mit den Hörnern), aus dem Brauchtum (Abwesende hören üble Nachrede, wenn es dem Spötter in den Ohren läutet), aus der Geschichte (ob Archimedes die Schiffe mit Spiegeln angezündet habe) – zusammengestellt hat, die er alle in der *common infirmity of human nature* begründet sieht; *fallacy, misapprehension, delusion* usw. sind Folgen einer *erroneous disposition*. Diese Beschränktheit (sowie die Suggestionen des Satans) führt den Menschen zum Festhalten an allen überlieferten Irrtümern, welche Browne über mehr als tausend Seiten lang in Zweifel zieht (*I have scarce faith to beleve*). Hier wird eine großen Menge von traditionell Gewusstem ins Wanken gebracht.

Es sei hier auf eine merkwürdige Gedankenfigur hingewiesen, die in der Geschichte der anti-encyklopädischen Bewegung immer wieder auftaucht: die Tiere sind in vieler Hinsicht klüger als der Mensch, woraus eine Beschämung des menschlichen Verstandes abgeleitet wird.

- Im ersten Buch seines »Théâtre du Monde« (1558) argumentiert Pierre BOISTUAU, um die *misère humaine* aufzuzeigen, damit, dass die Tiere (lat. *bruta*) den Menschen (nicht nur erkenntnismäßig, sondern v.a. moralisch) übertreffen. Die Schildkröten kurieren Schlangenbisse mit Schierling; die Hunde und Ratzen fressen, wenn sie den Bauch zu voll haben, tau-benetztes Gras; die Schwalben bauen kunstvolle Nester; die Spinnen feinere Netze als jeder Fischersmann; es folgen Beispiele von tierischer Klugheit: ein Hund, der Steine in einen halbvollen Eimer wirft, damit das Wasserniveau steigt, bis er trinken kann; dann die Elternliebe beim Storch usw. – so sei der Mensch in vielen Dingen *ein Lehrjung der*

unvernünftigen Thiere (p. 101) – Grimmelshausen baut Teile dieses Passus in seinen »Simplicissimus« ein (II, 12) und verschärft dabei die satirische Tendenz.

- In der »Apologie de Raimond Sebond« (Essais (II, 12) verbreitet sich MONTAIGNE langfädig über die Vorzüge der Tiere – er bedient sich vor allem aus Plutarch und Plinius –, die den menschlichen Geist, seine Sinneskraft seine Tugend blamieren.
- 1648 (?) veröffentlicht der sonst unbekannt Girolamo RORARIO (ca. 1485–1556) ein Buch »Quod Animalia bruta ratione utantur melius homine«, das mehrere Auflagen erlebt und vor allem deshalb eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, weil BAYLE ihm in seinem »Dictionnaire« einen über 30 Foliospalten langen Artikel gewidmet hat.

Exkurs: Bayle verwendet das – in Anm. (D) ausgebreitete – Material, das eine Tierseele wahrscheinlich macht, für seine Zwecke. Es geht ihm um das Problem der wechselseitigen Einwirkung von Seele und Leib; um die Frage, ob man Lebewesen (wie Descartes) als Maschinen auffassen kann; ob (einzig) die menschliche Seele unsterblich sei..

Verfolgen wir im Abriss die ausgetüftelte Argumentationsweise Bayles in der Anm. (C) des Artikels *Rorarius*: Wenn man zugeben würde, dass auch die Tiere eine Seele hätten, die aber mit dem Tod ihrer Leiber untergeht, käme man in Nöte, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele weiterhin anzunehmen. Ferner: Wenn Schmerz empfinden Resultat der Erbsünde ist, und Tiere, die ihr nicht unterliegen, dennoch Schmerz empfinden können? Die Annahme einer Tierseele bringt also das Dogma in Gefahr, man muss die Tiere um der Aufrechterhaltung des Erbsündedogmas willen als cartesianische Mechanismen auffassen. *Les Philosophes de l'Ecole se trompent fort si, en rejettant cela, ils se persuadent qu'ils éviteront les suites fâcheuses de l'opinion qui donne aux bêtes l'ame sensitive (E): Rien n'est plus divertissant que de voir avec quelle autorité les scholastiques s'ingèrent de donner des bornes à la connoissance des bêtes. Ils veulent qu'elles ...*

Der innerste Kern – abgesehen vom Inhaltlichen der Argumentation – von Bayles Kritik ist der Antidogmatismus: Die Theologen und die Philosophen verleugnen eine erdrückende Beweislast, "weil nicht sein kann, was nicht sein darf." Hier ist nun nicht mehr – wie in der Tradition des Animalia-melior-homine-Arguments – von der anthropologischen Schwäche die Rede, sondern von der Ideologie, welche den Blick verstellt; diese ist nicht wie ein natürlicher Defekt entschuldbar, sondern moralisch einklagbar.

A. 13. Argwohn gegenüber einer zu simplen Wissensvermittlung

Im Vorwort der »Deutschen Enzyklopädie« von KÖSTER und ROOS (178) wird der Vorwurf erhoben, dass solche Lexika den Leser in Stand setzen, *Unterricht zu holen, ohne genöthiget zu seyn, sich zuvor durch die trockene Sandwüsten allgemeiner Grundsätze, oder den verwachsenen Wald eines zusammenhängenden Systems durcharbeiten*. Die leichte Zugänglichkeit des Wissens verführt zu einer Vernachlässigung der Studien, Enzyklopädien vermitteln den Benutzern die faule Gewissheit, über das Wissen seiner Zeit ohne besondere Vorleistungen zu verfügen.

B. Würdigung einiger enzyklopädiekritischer Autoren und Werke

B 1. Arzt und Koch

Die Sophisten boten die Rhetorik an, die ihren Schüler dazu verhelfen sollte, sich mit rationalen Argumenten in der Volksversammlung Gehör zu verschaffen. Indem die Sophisten formale Fertigkeiten plus enzyklopädische Sachkenntnisse (sowie die Einschätzung der Affekte des Publikums) lehrten, wollten sie die neue, nicht mehr altadlige Führungsschicht auf das gesellschaftliche Leben vorbereiten. – SOKRATES wettert gegen die Sophisten, wenn er mit einem Gleichnis ihre oberflächlich-gefällige Art des Wissens dem auf Ideenschau gegründeten wahren Wissen gegenüberstellt: Der Koch weiss aus Routine (τριβη), was den Leuten gut schmeckt; der Arzt weiss aufgrund von Sachverständnis (επιστημη), was den Leuten gut tut – auch wenn es scheusslich schmeckt (Plato, »Gorgias« 464b). Von Pyrrhon sagt Diogenes Laertius lapidar: *Er war der größte Feind der Sophisten* (IX, 69).

B 2. Athen contra Jerusalem

Während die griechischen Apologeten verständigungsbereit gewisse Gemeinsamkeiten mit der heidnischen Philosophie hinsichtlich der Ethik und des grundsätzlichen Strebens nach Wahrheit suchten, sieht TERTULLIAN (um 160 – um 230) in der nichtchristlichen Wissenschaft nur Verirrung und eitle Ruhmsucht, Ohrenkitzeln: *Quid Athenae Hierosolymis! Was hat Athen mit Jerusalem, die Akademie mit der Kirche zu schaffen?* Tertullian verweist die menschliche Vernunft in die Schranken, wenn sie das erhellen will, was in die Kategorie Offenbarungswissen gehört. Bei Christus sind die Menschen am Ende alles Suchens angelangt, es ist kein Grübeln mehr nötig. Darüber hinaus unterstellt er, dass die (gnostischen) Irrlehrer von den Philosophen (und er nennt eine ganze Reihe) beeinflusst seien und vor lauter Grübeln über Fragen wie ‘Woher ist das Böse?’, ‘Woher ist Gott?’ u.a.m. und vor lauter Selbst-wissen-Wollen nur Phantastereien und Häresien ersinnen. Dabei muss man den Herrn in Einfalt suchen: *Nobis curiositate non opus est post Christum Jesum, nec inquisitione post Evangelium.*

Der kämpferische Kirchenreformer PETRUS DAMIANI (ca. 1007–1072) schreibt im Ingress eines Briefes eine vehemente Invektive gegen alle weltlichen Wissenschaften. Er zählt sehr eloquent eine Reihe von Autoren auf, die ihm nichts bedeuten: Plato, Pythagoras, Nikomachos, Euklid, die Peripatetiker, die Dichter, Rhetoren usw. – dagegen sucht er die höchste Wahrheit, die auf Erden ans Licht trat; die Passage mündet ein in Paulus-Zitate. – Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass es in der christlichen Tradition sehr wohl Voten für eine weltliche Bildung gibt, etwa bei AUGUSTIN in »De doctrina christiana« (besonders II, xxviii, 42 ff. und xl, 60) oder HUGO VON SANKT VIKTOR im »Didascalicon« (*omnia disce, videbis postea nihil esse superfluum* VI, iii = PL 176, 801A)

B 3. Der ällü dink dergründen wil, der siert sich selb und schafft nit vil.

HEINRICH WITTENWILER (1387 bis 1426 bezeugt) benutzt als Plot in seinem (von ihm selbst so bezeichneten) »Ring« eine in eine Schlägerei ausartende Bauernhochzeit (zwischen *Bertschi* und *Mätzli*). Das an sich karge Handlungsgerüst gibt ihm Gelegenheit von der Werbung samt Ständchen und Verfassen von Liebesbriefen zu reden; die Prüfung des Bräutigams gibt Raum zur Erörterung der Frage ob man heiraten soll, darauf folgen eine kurze Einführung in das für Laien nötige dogmatische Wissen, eine Tugendlehre, Gesundheits- und Hygiene- Wirtschafts- und Haushaltregeln. Aus Anlass des Hochzeitsschmauses wird eine Tischzucht dargeboten. Wie die dörfliche Schlägerei wegen einer erotischen Lappalie in einen regionalen Krieg eskaliert, werden strategische Lehren entfaltet. In einem gewaltigen, in einen Weltkrieg ausartenden Showdown wird das Heimatdorf des Helden ausgelöscht, er allein bleibt zurück und wird Einsiedler. Die zahlreichen didaktischen Passagen ergeben sich jeweils aus der Handlung; sie sind teils als monologische Rede einer Figur gehalten, teils dialogisch; teils handelt es sich um Mustertexte (Liebesbrief), teils um Exempla. Der einzigartige Roman ist von einer seltenen Polyphonie; bei der allgegenwärtigen Ironie des Autos ist sein Standpunkt kaum auszumachen.

Im Prolog stellt der Verfasser fest, sein Buch lehre, was man tun und lassen soll, und sagt, er habe – weil der Mensch nicht alleweil nur ernsthafte Lehre hören möge – diese mit *schimpf* (‘Kurzweil’) untermischt. Der Text enthält denn auch viele zwerchfellerschütternde Passagen. Wie bei allen satirischen Texten, ist der Topos “ridendo dicere verum” mit Vorsicht aufzunehmen. Es ist problematisch und in der Forschung seit langem strittig, wie sich die schwankhaften und die didaktischen Passagen zueinander verhalten; sicher ist einzig, dass sie irgendwie dissonant sind. Einige Muster sollen dies skizzieren:

- Zu Ehren der Braut veranstalten die Bauern ein Turnier; sie reiten auf Eseln, Ofenhaken dienen als Lanzen. Der notorische Bauernfeind Neidhart schleicht sich ein und instruiert die Bauern an sich richtig (Vers 898ff.), aber sie können dieses Wissen in ihrer animalischen Triebesessenheit nicht beherzigen, und das Turnier endet in einem Desaster.
- Der Dorfschreiber leitet den verliebten Bertschi an, wie man mit einer Dame Konversation treibt; aber die Geliebte ist von ihrem Vater in einem Heuschober eingeschlossen und unansprechbar. Er verfasst für ihn anstelle eines herzhaft-direkten Liebesbriefs einen höfisch-geleckten; allein wie Bertschi ihn – um einen Stein gewickelt – der Angebeteten zusendet, trifft die Post das Mädchen übel am Kopf; ausserdem kann sie nicht lesen.
- Der Arzt *Chrippenchra*, der für Mätzli einen stilistisch vollendeten und hohe Maßstäbe setzenden Minnebrief abfasst (2261f.) verführt Mätzli in der gleichen Szene auf schändliche Weise. Instruktor und Instruktion stehen in krasser Inkongruenz.
- Der durchaus ehrenwerte *Strudel* gibt (6814ff.) eine Kriegslehre zum besten, die dem zeitgenössischen Wissensstand über den *bellum justum* entspricht. Aber sein Vorschlag, mit dem verfeindeten Nachbardorf eine gütliche Einigung zu suchen, scheitert daran, dass dort die jungen Heisssporne einander zu Adligen erheben und – trotz scholastischer Ausführungen

über die Ursachen des Krieges (7296–7387) – für einen Präventivkrieg Hilfstruppen in allen Erdteilen aufbieten.

Die Lehren könnten so – ohne den Kontext des Romans – durchaus als didaktische Literatur um 1420 stehen; ist er demnach “ein Laiendoktrinal in Unterhaltung verpackt” (Kurt Ruh)? Aber genau das ist es wohl, was Wittenwiler aufs Korn nimmt: Vermittlung von Lehre allein taugt nicht. Entweder kommen die Lehren aus dem Mund von üblen Gestalten oder sie führen in der Praxis zu nichts. *Ein weiser man der chan her zellen / alleu stuk und dar aus wellen / was daz besser wesen sol, / Dar inn man spürt sein witze wol.* (2735ff.) Verschiedene Faktoren sind daran schuld, dass Theorie nicht in Praxis umsetzbar ist. Ein Grund ist, dass die von den lehrenden Figuren angesprochenen Rezipienten, die *gpauren* nicht dafür empfänglich sind. Ein die Anwendung aller vernünftigen Lehre stets untergrabendes Moment liegt sicherlich in der mangelnden Triebbeherrschung im Sinne von Norbert Elias’ These. Auch mangelnder Situationsbezug (Mätzli ist Analphabetin) lässt die Lehre nicht wirksam werden. Auffällig ist, dass die Tugendlehre in eine Fülle differenzierter Anweisungen entfaltet ist (der Katalog Vers 4460–4963 ließe sich mittels Dezimalklassifikation gliedern), dass bei (oder infolge?) aller Differenziertheit das Vertrauen in die Lehrbarkeit rechten Verhaltens erschüttert scheint.

Der in seinem zerstörten Dorf Heu fressend überlebende Bertschi sinniert am Schluss monologisch: *Des muoss ich iemer leiden pein / mit chlagen an dem hertzen mein [...] das ich so weisleich was gelert / und mich so wenig dar an chert.* An Instruktion hat es nicht gemangelt; woran es liegt, dass sie nicht in eine adäquate Handlung umgesetzt wurde, darüber wird nichts gesagt.

Vergleichbar ist Georg Rollenhagens »Froschmeuseler« (1571ff entstanden), wo in eine dürftige Handlung (die »Batrachomyomachia«) eine Sitten-, Staats-, Kirchen- und eine Kriegslehre inseriert sind, welche aber alle auch nichts am katastrophalen Ausgang des Plots ändern.

B 4. Die kunste helfen zumale nicht.

Dass alles Wissen in Anbetracht des Todes ‘nichts hilft’, wird im »Ackermann aus Böhmen« postuliert: der Tod schmettert (Kap. 26) jede einzelne Disziplin ab mit dem Ostinato: ‘NN hilft da nicht’.

Es gee nur vur sich mit deiner meinung, das ein mensche aller kunste, hubscheit vnd wirdigkeit vol sei, dannoch muß es in vnser netze fallen, mit vnserem garne muß es gezucket werden. Gramatica, gruntfeste aller guten rede, hilfet da nicht mit iren scharfen vnd wol gegerbten Worten. Rhetorica, bluender grunt der liebkosung, hilfet da nicht mit iren blunden vnd reine geferbten reden. Loica, der warheit vnd vnwarheit vursichtige entscheidenerin, hilfet da nicht mit irem verdackten verslahen, mit der warheit verleitung vnd krummerei. Geometria, der erden pruferin, schetzerin vnd messerin, hilfet da nicht mit irer vnfelender masse, mit iren rechten abgewichten. Arismetria, der zale behende ausrichterin, hilfet da nicht mit irer rechnung, mit irer reitung, mit iren behenden ziffern. Astronomia, des gestirnes meisterin, hilfet da nicht

mit irem sterngewalte, mit einflusse der planeten. Musica, des gesanges vnd der stimme geordnete hanreicherin, hilfet da nicht mit irem sussen gedone, mit iren feinen stimmen. [Es folgen weitere Disziplinen: Philosophia, Physica, Geomancia, Piromancia, Idromancia, Astroloia, Ciromancia, Nigromancia, Alchimia, Notoria, Augurium, Aruspicium, Pedomancia, Ornomancia, Iura] Die vnd ander, den vorgeschriben anhangende kunste helfen zumale nicht.

Aber dies ist aus der Rolle des Todes gesprochen, der in seiner Rede das Argument des ihn anklagenden Ackermanns von der Würde des Menschen und seiner Geisteskraft (Kap. 25) gerade übergeht. Das Aneinandervorbeireden wird man auf dem Hintergrund des göttlichen Urteils 'Kläger hab Ehre, Tod hab den Sieg!' (Kap. 33) deuten wollen: Dass im Menschen 'alle Kunst und Meisterschaft mit Weisheit gewirkt' ist (25), gereicht ihm zur Ehre; aber – der Aspektwechsel kommt brüsk – pragmatisch hilft ihm dies vor dem physischen Tod nichts.

B 5. In universam scientiarum et artium gigantomachiam oblatrare

Henricus Cornelius AGRIPPA VON NETTESHEIM (1486–1535) veröffentlicht 1530 die (bereits 1526 verfasste) Schrift »De incertitudine et vanitate scientiarum et artium et excellentia verbi Dei«. Darin entfaltet er in etwa hundert Kapiteln in kunterbunter Reihung eine Kritik der Wissenschaften, Künste und Wissensobjekte (zum Beispiel die septem artes, Fechtkunst, Physiognomie Traumdeutung, Kabbala, Zeremonien, Kuppelei, Landwirtschaft, Veterinärmedizin, Jurisprudenz usw.). Jedes Kapitel ist mit heidnisch-antiken Mythen, Bibelzitat, Exempla, Katalogen berühmter Präzedenzfälle dokumentiert; und so entsteht eine eigentliche Anti-Enzyklopädie.

Als Beispiel wähle ich das theologisch wenig belastete Kapitel 50 über die Politik. Agrippa behandelt die verschiedenen Staatsformen: Monarchie, Aristokratie, Demokratie, nennt ihre Verfechter und ihre Argumente. Sodann führt er weitläufig historische Beispiele für schlechte Regime durch Könige, *optimates* und das Volk an, was durch Sentenzen argumentativ gestützt wird. Sodann werden Staaten behandelt, in denen zwei Herrschaftsformen zusammenwirken. Alles wird kenntnisreich abgehandelt, ja das Ausufern ins Enzyklopädische ist geradezu der rhetorische Ballast, der das Schiff der Invektive aufs Ziel steuern lässt: letztlich (oder erstlich) kommt es auf die sittlichen Qualitäten des Regenten an, und die sind durch Wissenschaft nicht vermittelbar: *Tandem vero ut Respublica optime administretur, nulla philosophia, nulla ars, nulla scientia præstat, sed probitas rectorum.*

In der Schlußrede ruft er die Leser auf, den Schleier des Verstandes abzulegen (gegen den Topos des 'Schleiers der Unwissenheit' formuliert): *Amovete ergo velamen intellectus vestri!* und zur Demut des Geistes und Reinheit des Herzens zu gelangen, womit allein die Wahrheit zu erkennen ist.

Agrippa leugnet keineswegs die Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft, er gehört also nicht in die Tradition der (pyrrhonischen) Skepsis. Vielmehr bleibt er ganz in der satirischen

Kritik des Wissenschaftsbetriebs, kritisiert ganz konkrete politische, soziale, kirchliche Missstände. Ferner stellt er sich in die Tradition der christlichen Kritik am säkularen Wissenschaftsbetrieb, der zum Seelenheil nichts beiträgt (vgl. Kap. I und den Schluss von Kap. LIV). Es geht ihm also um ein moralisches Defizit, um die falsche (nicht-evangelische) Gesinnung der Wissenschaft Treibenden; das allein richtungs- und maßgebende Prinzip kann nicht ein menschlich-vernünftiges sein, es ist das *verbum Dei*, das ja bereits im Titel aufscheint. Daher ist sein "hypochondrisch-dumpfer Zorn" (Hugo Friedrich) verständlich. Im Gegensatz zu Erasmus legt Agrippa den Lobpreis des Esels (Kap. CI) nicht der Personifikation der Torheit in den Mund.

Gianfrancesco PICO DELLA MIRANDOLA (1469–1533; der Neffe des berühmteren Pico) publiziert 1520 »Examen vanitatis scientiae«, in dem er den 'Aristotelismus' angreift; es läuft darauf hinaus, dass die Philosophie keine sichere Erkenntnis liefert, sondern allein die christliche Offenbarung. Die Schrift Agrippas scheint davon nicht abhängig zu sein.

B 6. Le vrais puy et abisme de encyclopedie

François RABELAIS (1494–1553) hat ein zwiespältiges Verhältnis zum enzyklopädischen Wissen: (a) einerseits drückt er seinen Abscheu vor dem scholastischen Wust aus (dessen lachender Erbe er aber als Schriftsteller ist), (b) andererseits ist er von einem Bildungsoptimismus beseelt. Stilistisch (c) ist er ein Enzyklopädist in dem Sinne, dass er allenthalben zu einem im Text aufscheinenden Ding das Umfeld alles Wissbaren in Wort-Protuberanzen ausbreitet.

(a) In einer Juristensatire (III 39) schildert Rabelais das Missverhältnis zwischen Aufwand an Gelehrsamkeit und pragmatischer Diskursbeschränkung: Der Richter *Bridoye* ('Gänszaum') erklärt, wie er einen Prozess entscheidet, selbstverständlich mit Anführung unendlicher Belegstellen in monströsen Abkürzungen:

Hab ich zuvor erst wohl studiert [...] die Petitiones, Citationes, Comparationes, Commissiones, Informationes, Praeliminaria, Productiones, Allegationes, Intentiones, Contradictiones, Inquisitoria, Suppliken, Dupliken, Tripliken, Exceptiones, Anticipatoria, Gravamina, Declinatoria, Compulsoria, Salvationes, Repetitiones, Confrontationes, Rescripta Principis, Evocationes, Appellationes, [...] wie die Pflicht eines guten Richters erheischt – dann wirft er die Würfel, deren Augen er freilich infolge seiner Alterskurzsichtigkeit nicht mehr deutlich ablesen kann!

Eine weitere Verhöhnung des scholastischen Wissens bildet der Bibliothekskatalog von St. Victor (P, Kap. 7; vgl. unten zu Fischarts »Catalogus«).

Sodann dient das 'Curriculum' des Helden als Mittel der Wissenskritik. Der junge Gargantua bekommt durch seine Lehrer jahrelang eine scholastische Ausbildung verpasst. Allein schon die Lektüreliste macht klar, was der Erzähler von diesen Autoren hält; die Autorennamen sind teils echt, teils im Stil der Dunkelmännerbriefe verdreht.

De fait, l'on luy enseigna un grand docteur sophiste nommé Maistre Thubal Holoferne [...]. Puis luy leugt De modis significandi, avecques les commens de Hurtebize, de Fasquin, de Tropditeulx, de Gualehaul, de Jean le Veau, de Billonio, Brelinguandus, et un tas d'autres; et y fut plus de dix huyt ans et unze moys. Et le sceut si bien que, au coupelaud, il le rendoit par cueur à revers, et prouvoit sus ses doigtz à sa mère que de modis significandi non erat scientia. [...] Après, en eut un aultre vieux tousseux, nommé Maistre Jobelin Bridé, qui luy leugt Hugutio, Hebrard Grecisme, le Doctrinal, les Pars, le Quid est, le Supplementum, Marmotret, De moribus in mensa servandis, Seneca De quatuor virtutibus cardinalibus, Passavantus cum Commento, et Dormi secure pour les festes, et quelques aultres de semblable farine. (G, 14. Kapitel).

(b) Ein anderer Lehrer, *Ponocrates*, bildet den Helden dann (G, bes. Kap. 24) in den Naturwissenschaften, technischen Künsten und Sport aus. Die Lektionen werden unterbrochen von erholsamen Pausen. Hier sowie in der Utopie der Abtei *Theleme* (G, 52–58) mit der Devise *FAY CE QUE VOULDRAS* und dann im Brief Gargantuas an seinen Sohn Pantagruel (P 8) entwirft Rabelais sein Ideal einer enzyklopädischen Bildung. Hier fallen Wendungen wie:

Le temps estoit encores tenebreux et sentant l'infelicité et la calamité des Gothz, qui avoient mis à destruction toute bonne literature. Mais, par la bonté divine, la lumiere et dignité a esté de mon eage rendue es lettres [...] Maintenant toutes disciplines sont restituées [...] Somme, que je voy un abysme de science. (R S. 175ff.)

Wie sich das dunkle 'gotische' und das lichtvolle neue (ebenfalls in einer Bibliothek gespeicherte) Wissen aber unterscheiden, wird nie so ganz klar. Es fehlt Rabelais der archimedische Punkt (Hugo Friedrich), um die Polyhistorie überwinden zu können.

(c) Rabelais kann nichts erzählen, ohne ins Enzyklopädische auszufern. Selbstverständlich hat er an diesen Stellen fleissig Enzyklopädien geplündert. Beispiele: Eine Figur wird erstochen – sofort folgt ein anatomischer Exkurs darüber, wo der Spieß seinen Weg durch den Leib genommen habe (G 14 = R 196f.); man sieht Mönche auf Schiffen – sofort werden alle möglichen Orden genannt (IV 18 = R 77); eine Riese frisst Pfannen, Töpfe, Kasserollen usw. auf und kriept daran – flugs werden alle aus antiken Quellen bekannten seltsamen Todesarten aufgelistet (IV, 17). Eine höhere Ebene gewinnt Rabelais, wenn die enzyklopädischen Ergüsse sich als Kommentare zur Erzählung geben, z.B. bei den Ausführungen über die Farben weiss und blau anlässlich von Gargantuas Kleidern (G 10).

B 7. Von der Kunst alle flecken / sichtbare vnnnd unsichtbare / zu vertreiben

Rabelais hat sich über die Bibliotheken der Spätscholastik lustig gemacht (»Pantagruel«, Kap. 7), und sein Übersetzer und Augmentator Johann FISCHART (1546–1590) übernimmt diese Satire in der »Geschichtklitterung« (17. Kapitel). 1590 schreibt Fischart – angeregt durch das entsprechende Kapitel bei Rabelais – dann den »Catalogus catalogorum perpetuo durabilis«. Dies ist eine ungeordnete Reihung von 527 Titeln kunterbunten Inhalts, welche

teilweise aus realen Bestandteilen, teilweise aus fingierten bestehen, teilweise verfremdet und verballhornt sind und auf in der gelehrten Welt Bekanntes anspielen. Einige Beispiele:

[23]: *Ars honeste crepitandi in societate, per M. Ortvinum & de caltaunibus purgandis Tractatus, M. Hen. Cribelinioniacotij*

[47] *Fliegenwädelige Artzney der Muckenbiß / sampt dem Stachel der Käßräßigkeit. durch Martin Weinwunderle*

[57] *Roßbuch Adriani IIII. von rechtmäsiger Keyserlicher haltung der Steifgref vnd zaumleitung deß heiligen Pegasi; sampt bericht wie man den Stuel zum Pferd besteigen tragen sol:*

[63] *Das Fleckbuch / von der Kunst alle flecken hinden und fornem / sichtbare vnnd unsichtbare zu verteiben; durch Mangold Loch im Peltz.*

[84] *Anatomy der Flöh / und von der Milwen zän außbrechung: Mit einem kunststücklein / wie die Flöh in Wachs seind abzutrucken: Durch Fridle vom Laufhügel.*

[216] *Commentaria commentariorum, cum Additionibus additionum, & Annotationibus super Annotata [...]*

Die Satire hat verschiedene Spitzen.

- Zunächst handelt es sich um eine Verspottung des belanglosen Inhalts einzelner Werke – bei bombastisch-gelehrten spitzfindigen Titelgebungen mit oft mangelhaftem Latein – sowie der Manier, sie in Gegenschriften und Fortsetzungen weiterzuspinnen.
- Fischart erkennt genau das Problem der Überproduktion von Büchern seines Säkulums, was er dadurch karikiert, dass er einen Messkatalog nachahmt und insinuiert, man könne ja am Titel den *Inhalt und Intent* ablesen (Jean Pauls Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal lässt grüßen.) Er durchschaut, dass der Informationsüberhang paradoxerweise gerade zur Uninformiertheit führt.
- Schließlich ist der »Catalogus« eine Satire auf gelehrte Verzeichnisse wie sie GESSNER mit seiner »Bibliotheca Universalis« anfertigte, an die Fischart ausdrücklich anknüpft. Das “Dilemma zwischen dem objektiven Wissensbestand einer Zeit und der Schwierigkeit, ja Unfähigkeit des Subjekts, dieses Wissen in individuelle Orientierung umzusetzen” wird aufgezeigt anhand eines Katalogs, der beide von ihm erwarteten Hauptleistungen gerade nicht erbringt: Er ist ungeordnet, und er führt ins Nichts.
- Fischart scheint in seinem letzten Lebensjahr Stil und Ziel seiner Satire vollends zur Übereinstimmung zu bringen. Stilistisch: die Lust am (synonymisch und etymologisch entfaltenen) Signifikans triumphiert darüber, dass es auf eine aussersprachliche Sache referieren sollte. Intentional: Im »Catalogus« lässt Fischart durchscheinen, dass das Wissen ein Konstrukt ist, das nicht unbedingt eine Referenz hat, ja dass Wissen durch poetisches Spiel generiert werden kann.

B 8. La peste de l'homme c'est l'opinion de sçavoir.

MICHEL DE MONTAIGNES (1533–1592) 'Skepsis' ist die Kehrseite seiner Auffassung von der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist kontingent, unausschöpfbar; die Ordnung des Lebens unendlich vielfältig, komplex, vielaspektig, dem menschlichen Betrachter rätselhaft. Sie kann jedenfalls nicht durch einen intellektuellen Zugriff erfasst werden.

Die tiefere Einsicht in die Dinge, in ihre Ursächlichkeit, ist dem Menschen verborgen. *La cognoissance des causes appartient seulement à celui qui a la conduite des choses, non à nous qui n'en avons que la souffrance et qui en avons l'usage parfaitement plein, selon nostre nature, sans en penetrer l'origine et l'essence. [...] Le determiner et le distribuer, appartient à la maistrise, et à la regence: comme à la subjection et apprentissage, l'accepter.* Es ist dies die Position des Fideismus: Das Transzendente ist rationaler Behandlung nicht zugänglich. "Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Tor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet."

Das heisst aber nicht, dass nicht ein höheres Prinzip in der Welt walten würde, das Montaigne mit *nature* benennt. In Anlehnung an stoische Gedanken sagt er, sich gegen sie aufzulehnen, bringe nur Schmerz; die einzige Haltung ihr gegenüber ist Hingabe (*obéir, suivre*). *L'ordre qui pourvoid aux puces et aux taulpes, pourvoid aussi aux hommes, qui ont la patience pareille, à se laisser gouverner, que les puces et les taulpes. Nous avons beau crier bihore: c'est bien pour nous enroüer, mais non pour l'avancer. C'est un ordre superbe et impiteux.*

In der Natur, namentlich in der Welt des Sozialen, ist alles in einem ständigen Wabern: *Le monde n'est qu'une branloire perenne: Toutes choses y branlent sans cesse [...]. Je ne puis assurer mon object: il va trouble et chancelant, d'une yvresse naturelle. Je le prens en ce poinct, comme il est, en l'instant que je m'amuse à luy. Je ne peinds pas l'estre, je peinds le passage [...].* Der Grund ist indessen nicht die 'barocke' Vergänglichkeit der Dinge, sondern die Veränderung des Standpunkts des Subjekts: *Je pourray tantost changer.*

Die Vielgestalt der Natur legt es nahe, dass die Übereinstimmung von Urteilen erstaunlicher ist, als ihre Verschiedenheit: *Je trouve bien plus rare, de voir convenir nos humeurs, et nos desseins. Et ne fut jamais au monde, deux opinions pareilles, non plus que deux poils, ou deux grains. Leur plus universelle qualité, c'est la diversité.* Damit wird jedes systematisierend-festschreibende, 'enzyklopädische' Programm im Keim sinnlos.

Die ignorantia ist bei Montaigne sehr wohl docta. *Les difficultez et l'obscurité, ne s'apperçoivent en chacune science, que par ceux qui y ont entree. Car encore faut il quelque degré d'intelligence, à pouvoir remarquer qu'on ignore: et faut pousser à une porte, pour sçavoir qu'elle nous est close.*

Das hat Auswirkungen auf die Darstellung der Materie: Wenn die Ordnung nicht erkennbar ist, kann man irgendwo beginnen und sich treiben lassen (vgl. unten zum Stil); das Ganze kommt ohnehin nie in den Blick. Daher: *Je prens de la fortune le premier argument: ils me*

sont egalement bons: et ne desseigne jamais de les traicter entiers. Car je ne voy le tout de rien: Ne font pas, ceux qui nous promettent de nous le faire veoir.

B 9. In utramque partem disserere

Die Erstlingsschrift von Jakob Christoffel VON GRIMMELSHAUSEN (1621–1676), der »Satyrische Pilgram« (erste vollständige Ausgabe 1667), ist eine Mikro-Enzyklopädie von bloß 20 Artikeln. Der Untertitel lautet: *Das ist: Kalt und Warm / Weiß und Schwartz / Lob und Schand / über guths und böß / Tugend und Laster / auch Nutz und Schad vieler Ständt und Ding der Sichtbarn und Unsichtbarn der Zeitlichen und Ewigen Welt. Beydes lustig und nützlich zu lesen ...* In der Vorrede tritt Momus auf und verspottet den Autor auf derbste Weise, namentlich missfällt ihm, dass er *Schwartz und Weiß auß einer Feder schreiben will*, so dass das Werk ein *erschreckliches Monstrum* werde. In einer Gegenschrift wehrt sich der Autor ebenfalls sehr derb. Unter anderem sagt er, dass er sich nicht für einen zweiten Karneades ausbebe, *der von allen Dingen mit gutem Grund gleich ohne Unterschied discouriren könne*; er stellt sich also nicht in die skeptische Tradition. In der Vorrede an den Leser führt er aus, es gebe unter den Kreaturen kein Ding *so schlimm noch nichts würdig / das nicht etwas sonderbahres an sich hette / so zuloben were*.

Das Buch ist aus gängigen Enzyklopädien kompiliert. In kunterbunter Reihe spricht er *von GOTT; von den vier Zeiten der Welt; von dem Menschen; von den Bauern; vom Geld; vom Tantzen; vom Wein; von der Schönheit; von den Priestern; von den Weibern; von der Poeterey; vom Geschütz; von der Liebe; vom Taback; vom Stand grosser Herren; von der Philosophia; von der Mummerey; von der Medicin und den Medicis; von Bettel und Bettlern; vom Krieg*.

Im *Ersten Satz* werden die positiven Eigenschaften zusammengetragen; im *Gegensatz* die negativen; dann folgt ein *Nachklang*, in dem der Autor seine *unmäßliche Meinung* auch darzu nennt; die sprachlogische und funktionale Bestimmung dieser dritten Partie ist etwas unklar und differiert von Kapitel zu Kapitel; gelegentlich erhebt sich der Text auf eine höhere Ebene.

Als Beispiel wähle ich Kapitel II, 8, von der Schönheit. Der *Satz* geht aus von der physiognomischen Übereinstimmung zwischen Seele und Leib: *Quale corpus, talis anima*. Somit deutet schöne äussere Gestalt auf Geistesadel usw. Ferner hat die Schönheit die Kraft beliebt zu machen, trägt also zur Glückseligkeit bei. Als Exempla werden genannt: Esther, Daniel, Rahel und viele andere. – Im *Gegensatz* wird gesagt, dass die Schönheit zu Hoffart verführt, *verwelcklich als eine Blum* ist, dass der Glamour oft geradezu das unmoralische Innere verdeckt; bei den Exempla werden Helena und Tamar genannt als Beweis dafür, dass die Schönheit viel Unglück in der Welt verursacht. – Im *Nachklang* gewinnt Grimmelshausen eine höhere Ebene, indem er das *nosce teipsum* des Chilon als Spiegel bezeichnet, in dem jeder seine Schönheit erkennen solle und – mit einer Wendung zum Leser – *damit wann du dich euserlich schön befindest / dich befleissest solche schönheit mit Lastern nicht zu besudeln / wann du aber gleichwol heßlich erschaffen / dich umb Weißheit und Tugenden bewirbest*.

Mit diesem pragmatischen Schluss wird das in den ersten beiden Teilen aufgebaute enzyklopädische Wissen als für das persönliche moralische Handeln untauglich entwertet. Die Schönheit, ja alle im Satyrischen Pilgram genannten Wissensinhalte sind ambig.

Woher die Idee einer kontroversen Gegenüberstellung kommt? Zunächst aus seiner Hauptquelle, der »Piazza universale di tutte le professioni del mondo« (1585)« des Tommaso GARZONI (1649–1689), die 1619 in deutscher Übersetzung vorlag und von Grimmelshausen weidlich ausgeschrieben wurde. Die Beschreibungen der ‘Berufe’ und der sie ausübenden Menschen sind immer wieder mit moralischen Wertungen durchsetzt, in einigen Artikeln (vgl. beispielsweise Ärzte, Bauern) teilt Garzoni sowohl Lob als auch Tadel aus. – Sodann beutet Grimmelshausen den Boistuuau aus. Pierre BOISTUAU (1517–1566) kompilierte ein sehr erfolgreiches »Théâtre du Monde, où il est fait un ample discours des misères humaines« (1558 zuerst gedruckt; deutsche Übersetzungen 1606 und öfters). Die drei ersten Bücher zeigen das vom Titel her Erwartete; das vierte Buch ist indessen betitelt: *De l'excellence de l'homme*, stellt also eine Art Palinodie dar.

Die Tradition ist indessen noch älter: Bereits des INNOZENZ III. Traktat »De miseria humanae conditionis« hätte eine Ergänzung über »De dignitate hominis« bekommen sollen. – PETRARCA läßt im ersten Teil von »De remedia utriusque fortunae« (1366 abgeschlossen) *Fortuna*, *Gaudium* und *Spes* auftreten, die allerlei Arten des Glücks preisen, wonach *Ratio* jeweils mahnt, diese Glücksgüter seien letzten Endes eitel; im zweiten Teil grämen sich *Dolor* und *Metus* über allerhand Arten von Drangsalen und werden von *Ratio* getröstet. Ein Warn- und Trostbuch gleichermaßen; vielleicht auch nur eine Loci-communes-Sammlung; jedenfalls unterbleibt eine Diskussion der Standpunktverschiedenheit. – Die Wurzel solcher Texte mag im scholastischen Disputationswesen liegen; man denke an ABAELARDS »Sic et Non«. Freilich geht es bei ihm nicht darum, durch Gegenüberstellung verschiedener Meinungen das Wissen zu verunsichern, sondern darum, die Schüler in das Prinzip “diversi, sed non adversi” einzuüben.

B 10. Sonnenlicht aus eingemachten Gurken

In »Gullivers Reisen« beschreibt Jonathan SWIFT (1667–1745) die *große Akademie von Lagado* (III, 5–6). Hunderte von Projektmachern arbeiten jahrelang an völlig absurden Forschungsvorhaben. Von einem Forscher wird berichtet:

He had been Eight Years upon a Project for extracting Sun-Beams out of Cucumbers, which were to be put into Vials hermetically sealed, and let out to warm the Air in raw inclement Summers. He told me he did not doubt in Eight Years more he should be able to supply the Governors Gardens with Sun-shine at a reasonable Rate; but he complained that his stock was low, [...]

Andere versuchen Eis zu Schießpulver verwandeln; den Hausbau vom Dach her beginnen; Farben für Maler durch Blinde mischen lassen; Verdichten von Luft zu einer trockenen Substanz usw. In der Abteilung für spekulative Wissenschaften steht eine lull'sche kombinatorische Maschine, die zufallsweise Wortreihen und Satzfragmente generiert, welche sofort von flinken Studenten in Folianten geschrieben werden; zur Errichtung eines *vollständigen Systems aller Geistes- und Naturwissenschaften (a compleat Body of all Arts and Sciences)* wären nach Angabe des diensttuenden Professors 500 solcher Maschinen nötig,

die von der öffentlichen Hand finanziert werden sollten. In der linguistischen Fakultät befassen sich Forscher mit der Verbesserung der Sprache durch Kondensierung viersilbiger Wörter zu einsilbigen und ausserdem – zur Schonung der Lunge sowie als Universalsprache – an einem Projekt für den Ersatz der Wörter durch die sie bezeichnenden Dinge; dieses stößt allerdings bei der Bevölkerung auf wenig Akzeptanz, weil man ständig riesige Bündel der Dinge mittragen muss, mithilfe derer man über komplexere Sachverhalte kommunizieren möchte. In der mathematischen Fakultät bekommen die Studenten die in Gestalt einer Tinktur auf Oblaten geschriebenen Lehrsätze oral verabreicht; die Methode scheint aber noch nicht ganz zu klappen. Sodann werden die Politologen durchgehechelt.

Es handelt sich offensichtlich um eine an Rabelais (V. Buch, Kap. 22) und an Bacons (positiv gemeinter) Akademie-Utopie in »New Atlantis« inspirierte Verspottung der Royal Society mit recht genauen Bezügen zu Boyle u.a. zeitgenössischen Forschern. Die Idee einer Universalsprache ist eine Karikatur von John Wilkins' »Essay towards a Real Character, and a Philosophical Language« (1668).

B 11. Qui n'entend qu'un parti, n'entend rien.

Der größte Zweifler an Enzyklopädien – und aus dieser Motivation heraus paradoxerweise selbst Verfasser einer solchen – war Pierre BAYLE (1647–1706). Er entwarf um 1692 das Projekt, einzelne Artikel eines Lexikons zu kritisieren, nämlich des »Grand Dictionnaire historique« des Abbé Louis MORÉRI (1643–1680), der seit 1674 Auflage um Auflage erlebte, obwohl er völlig unkritisch kompiliert und einseitig katholisch ausgerichtet war. Bayle änderte dann aber seinen Plan, teils, weil die neuen Auflagen des Moréri selbst schon Verbesserungen erfahren hatten, vor allem aber auf Anraten der gelehrten Welt. Sein »Dictionnaire Historique et Critique«, der in zwei Foliobänden in Rotterdam 1696/7 erschien, enthält dennoch viele Überbleibsel aus der ersten Arbeitsphase.

Der Dictionnaire ist oberflächlich gesehen alphabetisch angelegt, wie derjenige von Moréri. Die Lemmata der Artikel bieten indessen oft nur belanglose Informationen. Bereits der frühe Biograph Bayles, Des Maizeaux, schreibt: "Es scheint sogar, daß der Text bisweilen für die Anmerkungen gemacht." In den ausufernden Anmerkungen zu den Artikeln breitet Bayle die Diskussion der Glaubwürdigkeit der Quellen aus, spürt Widersprüchen und Irrtümern nach, sprengt festgefügte Meinungen auf, wobei oft nicht mehr auszumachen ist, wer von den beigezogenen Gewährsleuten jetzt recht haben könnte. Als Leser Bayles ver-zweifelt man beinahe in dem Textgewirr, wo jeder Meinung sofort eine Gegenmeinung beigezogen wird, wo Bayles Freude am Anekdotischen ihn immer wieder zu Abschweifungen führt, und man fragt sich, welche Funktion der (noch völlig barocke) Wissensplunder haben mag. *Un peu de variété est nécessaire dans tous les ouvrages d'esprit* (Art. *Philistus* E) – aber immer wieder stößt man mit in dem Wissenskram auf Trouvaillen. Mit zunehmender Lektüreerfahrung stürzt man sich irgendwo mit Lust in den Wust und genießt es, an unerwartetem Ort fündig zu werden.

Beispiel: Im »Pastor Fido« des Schäferspiel-Dichters Guarini sinniert ein Mädchen, dass es doch ungerecht sei, wenn Gott einerseits dem Menschen den Trieb eingepflanzt hat, andererseits mittels der Gebote die Neigungen verwirft. Bayle stellt fest, dass der Manichäismus seine Wurzeln in diesem Gedanken habe (*Guarin*, Anm. E); der Manichäismus ist ein brennendes Thema für Bayle.

Betrachten wir den Artikel *Takiddin*. Dies ist ein (kaum bekannter) 'mohammedanischer' Schriftsteller, der dem Kalifen vorgehalten, Gott werde ihn dafür strafen, dass er die Andacht der Muslime durch die Einführung philosophischer Studien gestört habe. *Cela pourroit donner lieu à un ample Commentaire* (A). In der (einzigen) Anmerkung (A) wird weitläufig das Vorurteil entfaltet, wonach Philosophen von der Antike bis zur Gegenwart (Descartes und Gassendi) dem Atheismus Tür und Tor geöffnet hätten; ausserdem habe die Neuentfaltung der Wissenschaften der Reformation (also der Ketzerei) den Weg gebahnt. Dann folgt ein ideologiekritischer Gedanke: Wenn die Menschheit durch die Philosophen von Unwissenheit befreit wird, so wird der Klerus ihren Aberglauben nicht zu seinen Zwecken ausnützen können. *Quoi qu'il en soit* – jetzt wendet Bayle die Argumentation: Diejenigen, die die Göttlichkeit der Schrift am meisten preisen, sind nicht besonders gottesfürchtig; ohne Philosophie wird niemand richtig gläubig (*pieux*). – Dann hebt Bayle auf eine allgemeinere Ebene ab: *Le mélange de bien & de mal, qui se rencontre dans toutes les choses humaines, se voit ici d'une façon distinguée. [...] Ainsi le même principe, qui sert quelque fois contre le mensonge, rend quelquefois de mauvais offices à la vérité.*

Bayle versteckt die Aussagen in seinem Textgewimmel. Im Artikel *Xenocrate* erwähnt er (Anm. B) die antike Anekdote (Valerius Maximus IV,iii, ext. 3), wonach eine Kurtisane wettete, dass sie den Xenokrates zur Unkeuschheit reizen würde, die Wette aber wegen seiner Sittsamkeit verlor. Er erwähnt in einer anderen Anmerkung (Anm. I), dass Xenokrates keine anderen Götter gekannt hat als die sieben Planeten (nach Cicero, »de natura Deorum« I,xiii). Die nicht explizite Aussage, dass Tugend auch ohne richtige Religion möglich ist, muss der Leser selbst finden.

Bayle gibt zu denken. Er bietet seinem Leser keinen Service, schält die Wahrheit nicht heraus; er zeigt die Fehler, stellt sie geradezu aus, statt sie zu eliminieren. Er breitet Materialien aus wie Zeugenaussagen in einem Prozess, in dem der Leser zu einem Urteil aufgefordert wird. Mit dem Prinzip, dem Benutzer selbständiges Denken abzunötigen, wurde Bayle zu einem Proto-Aufklärer; allerdings taucht auch das Gespenst eines alles umfassenden, zernagenden Zweifels auf:

La Philosophie réfute d'abord les erreurs; mais, si on ne l'arrête point là, elle attaque les vérités; &, quand on la laisse faire à sa fantaisie, elle va si loin, qu'elle ne sait plus où elle est, ni ne trouve plus où s'asseoir. [...] Par bonheur, ou plutôt par une sage dispensation de la Providence, il y a peu d'hommes qui soient en état de tomber dans cet abus. (Artikel *Acosta*, Anm. G)

Bayle wird gerne pauschal in die Tradition des Skeptizismus gestellt; seine Skepsis richtet sich aber nur gegen jeden Dogmatismus und gegen die rationale Erörterung der Offenbarung, wie z.B. der Artikel *Pyrrho* (Anm. C) deutlich macht, wo er herausstreicht, dass der Skeptizismus gerade dem Christentum von keinem geringen Nutzen sei.

B 12. Hiobs Naturwissenschaft

Der Zürcher Universalgelehrte Johann Jakob SCHEUCHZER (1672–1733) hatte zur Zeit, als er den ersten Entwurf seiner Enzyklopädie ausdachte, bereits eine städtische Bibliothek samt Naturalienkabinett und Münzsammlung systematisch beschrieben, auch hatte er 1701 eine »Physica« verfasst (erweiterte Auflagen 1702, 1711, 1729), deren Einteilungsprinzip sehr modern anmutet: Sie beginnt bei den einfachsten geometrischen Formen der Körper und physikalischen Gegebenheiten wie Ausdehnung und Gewicht, schreitet dann fort zu komplexeren Phänomenen wie Plastizität, Licht, Veränderungen des Aggregatzustands; im zweiten Teil dringt sie über die Elemente und die Astronomie vor bis dann zur belebten Sphäre, und das ganze mündet in eine Anthropologie.

1721 publiziert Scheuchzer »Jobi Physica Sacra oder Hiobs Naturwissenschaft, verglichen mit der heutigen«. Hierbei handelt es sich nicht etwa um eine Schriftexegese, bei der die narrative Abfolge im auszulegenden Text von Belang ist, sondern das Wissen um Naturphänomene wird – mehr oder weniger à propos – anhand ihres Vorkommens in der Bibel ausgebreitet (der hierfür ergiebige Passus ist “Frage doch die Tiere, so werden sie dich berichten...” 12,7). Warum folgt Scheuchzer bei der Beschreibung der genannten Naturphänomene ihrem Vorkommen im Buch Hiob? Im Vorwort legt er dar, dass man durchaus so verfahren könnte wie er es in der »Physica« getan hat, und reiht alle Aussagen Hiobs und seiner Freunde über 17 Seiten hinweg gemäß dieser Systematik auf; aber:

Es ist diese Jobische Lehr- und Schreib=Art auch der heutigen so delicates Welt angemessen / und die besten Philosophi [wen meint er?] der Meinung / man habe in Schulen allzuerfrühe den Methodum Systematicam eingeführt / damit aber mehr verderbt / als gut gemachet / die Natur an das Systema gebunden / da diese vielmehr hätte sollen eingerichtet werden nach jener.

Ich deute das so, dass die Ordnung in der offenbarten Schrift als vertrauenswürdiger gelten muss als die von Menschen ersonnene Systematik. Das Hiobbuch bildet übrigens nur den *Vortrab*; zehn Jahre später holt Scheuchzer aus zur »Physica sacra« in vier Foliobänden mit 753 Kupfertafeln. Mit dem Untertitel *Natur=Wissenschaft derer in Heil. Schrift vorkommenden Natürlichen Sachen* ist Dispositionsprinzip wie Objektbereich umschrieben: von der Genesis bis zur Apokalypse werden Naturphänomene erörtert.

B 13. Universitäten um die alte Unwissenheit wieder herzustellen

Immer wieder polemisiert Georg Christoph LICHTENBERG (1742–1799) in seinen Sudelbüchern gegen die Vielschreiberei der Leute, die lesen, ehe sie über eine Sache nachgedacht haben, und dann aus anderen Schriften bloß zusammensetzen (G 128): *Er*

exzerpierte beständig, und alles, was er las, ging aus einem Buche neben dem Kopfe vorbei in ein anderes (G 181; vgl. J 1155; J 1195). Es bedarf großer Anstrengung, aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anfangen zu fühlen, und selbst zu sprechen und [...] selbst zu existieren (B264).

Man hüte sich, wo möglich, vor allen Schriften der Kompilatoren [...]. Sie sind nicht ein Mensch, sondern viele Menschen, die man nie unter einen Kopf bringen kann, ohne sich zu verwirren; und es geht oft viel Zeit verloren, um solche musivische Arbeit unter einen guten Gesichtspunkt zu bringen. [...] (KII 299).

Der allzu schnelle Zuwachs an Kenntnissen, der mit zu wenigem eigenem Zutun erhalten wird, ist nicht sehr fruchtbar, die Gelehrsamkeit kann auch ins Laub treiben ohne Früchte zu tragen. Man findet oft sehr seichte Köpfe, die zum Erstaunen viel wissen. Was man sich selbst erfinden muß, läßt im Verstand die Bahn zurück, die auch bei einer anderen Gelegenheit gebraucht werden kann. (CI 196).

Jetzt sucht man überall Weisheit auszubreiten, wer weiß, ob es nicht in ein paar hundert Jahren Universitäten gibt, die alte Unwissenheit wieder herzustellen. (KII 236)

Bei NIETZSCHE finden sich ähnliche Sätze: *Unsere ganze moderne Welt ist in dem Netz der alexandrinischen Kultur befangen* (Geburt der Tragödie § 18).

B 14. “Cherchons le meilleur système!” – “Alors, tu comptes le trouver?”

Gustave FLAUBERT (1821–1880) will zur Vorbereitung seines Romans »Bouvard et Pécuchet« (1881 unvollendet erschienen) mehr als fünfzehnhundert Bücher gelesen haben. Den Roman bezeichnet er in einem Brief als *une encyclopédie critique en farce*.

Im ersten Kapitel wird geschildert, wie zwei befreundete Pariser Angestellte sich für das Landleben begeistern und, kaum macht der eine eine Erbschaft, ein kleines Landgut erwerben. Sie entdecken dort die Reformbedürftigkeit der Landwirtschaft und möchten die Anlage des Gartens selbst an die Hand nehmen. Sie machen sich kundig und mit großem Eifer wenden Sie das Angelesene sofort in der Praxis an; aber alles kommt schief heraus. Die Fehlschläge entmutigen sie keineswegs. Sie verlegen ihr Interesse und gelangen so zu fast allen Wissensgebieten: in Kapitel 2 zur Landwirtschaft; 3 Naturwissenschaften; 4 Archäologie und Geschichte; 5 Literatur; 6 Politik; 7 zur Liebe; 8 zur Religion; 9 Philosophie; 10 Pädagogik und gesellschaftlichen Reformen. Die Stationen dieses Parcours ergeben sich auf natürliche Weise entlang dem spärlichen Handlungsgang; ja der Leser hat seine Freude daran, wie die beiden Helden von den missglückten Liebesabenteuern über die Turnübungen auf das Tischrücken, auf das Magnetisieren, von dort auf die Unsterblichkeit der Seele, dann die Psychologie zur Logik und den philosophischen Systemen kommen (alles in Kap. VIII).

In jeder Episode wiederholt sich dasselbe Muster: (a) Bouvard und Pécuchet kommen auf die Idee, ein neues Gebiet auszukundschaften, sie suchen intensiv sich kundig zu machen, verschlingen alle erreichbare Literatur: *il faudrait avoir lu toutes les historiens, tous les mémoires, tous les journaux et toutes les pièces manuscrites ...* (IV, 807ff.). (b) versuchen das

Angelesene in die Praxis umzusetzen (c) die Sache misslingt und sie sind enttäuscht, aber keineswegs gänzlich für neue Unternehmungen entmutigt.

Das Misslingen hat verschiedene Gründe. Bouvard et Pécuchet sind (immer wieder) ignorant, aber keineswegs dumm, sie sind auch nicht in erster Linie die Zielscheibe von Flauberts Spott. Sie sind nur zu naiv im Umgang mit dem vielen Wissen, d.h. sie laufen in die enzyklopädische Falle.

- Sie suchen das Sicher-Wissbare, beruhigen sich dabei, wenn ein Wissensbestand eindeutig festgelegt ist: In einem Werk über *Les Merveilles de beautés de la nature en France* lesen sie: *Le Cantal en possède trois, l'Hérault cinq, la Bourgogne deux - pas davantage [...]* (III, 785)
- Sie glauben, alles sei systematisch oder systematisierbar: *la clarté de la doctrine les séduisait* (III,390); *son manque de logique les dégoûta* (III,448), aber in der gefundenen Literatur stoßen sie auf lauter Widersprüche: Neptunismus vs. Plutonismus, *vérité en deçà des Pyrénées, erreur au-delà* (III,657; übrigens ein Pascal-Zitat).
- Sie glauben, alles sei 'wissenschaftlich' erklärbar. Wenn etwas nicht stimmt, so liegt das nur daran, dass es noch zu wenig genau erforscht ist. *La géologie est trop défectueuse* (III,1388).
- Mit zunehmendem Wissen wird alles noch komplizierter: Ein Geschichtsprofessor sagt: *C'est à souhaiter qu'on ne fasse plus de découvertes, et même l'Institut devrait établir une sorte de canon, prescrivant ce qu'il faut croire* (IV,916f.)
- Sie meinen, aus der Theorie ergebe sich die Praxis von selbst, diese sei auf die Schnelle lehr- und lernbar. Beispielsweise fassen sie den Entschluss ein Theaterstück zu schreiben; wie ihnen kein Stoff einfällt, schließen sie scharf: *s'ils avaient tant de mal, c'est qu'ils ne savaient pas les règles* (V,427) und lesen Poetiken.
- Sie müssen – vor allem in ihrem Erziehungsexperiment mit den beiden Kindern Victor und Victorine (Kap. X) – einsehen, dass eine Einflussnahme auf die Welt, insbesondere den Menschen, nur sehr beschränkt möglich ist.

Reaktionsformen auf das Scheitern: Die Vielheit der Systeme macht Bouvard und Pécuchet konfus (*tant de systèmes vous embrouille* VIII,1177). Wo sie Widersprüche der Auffassung oder Methode antreffen, stürzt sie das in Verzweiflung, ja Angst. *Il leur semblait être en ballon, la nuit, par un froid glacial, emportés d'une course sans fin, vers un abîme sans fond, et sans rien autour d'eux que l'insaisissable,...* (VIII,988). – Oder sie sind angewidert: *"Tout me dégoûte. Allons chez les sauvages!"* (VI, 1053). – Auch Melancholie kann eine Folge sein (IX,427) – Gelegentlich überwinden sie die Widersprüchlichkeit der Bücher ganz vital: Nachdem die einen diätetischen Vorschriften vom Fleischverzehr abraten, die anderen vom Gemüse, die dritten wieder von etwas anderem, bestellen sie sich ein opulentes Menu und verzehren es mit Wohlgenuss. (III,660)

Bouvard und Pécuchet machen keine Erfahrungen. Das Wissen strömt gleichsam durch sie hindurch, und anhand des Umgangs der beiden mit diesem Wissen wird dessen Qualität offenkundig. Protagonisten des Romans sind viel eher die Bücher als ihre Abschreiber, die

nur als Gefäße des Wissens ein Leben haben. Der Roman hätte bekanntlich so enden sollen: Die beiden arbeiten wieder als Kopisten, nun aber schreiben sie – geläutert – nur noch Dummheiten ab und stellen sie zu einem »Dictionnaire des idées reçues« und einem »Sottisier des Livres« zusammen.

Das Zentrum von Flauberts Kritik ist die im letzten Viertel des Jahrhunderts sich verdichtende Mentalität, wonach alle Erkenntnisse sich als Instrument der Prognose von Tatsachen und als Mittel zur Maximierung menschlicher Verfügungsgewalt über Natur und Gesellschaft zu bewähren haben.

C Literarische Techniken der Enzyklopädie-Kritik

Die Kritiker des Enzyklopädischen gehören selten zu den stillen Sammlern und Ausbreitern von Materialien; sie möchten mit ihrer Kritik nicht bloß auf Fehler aufmerksam machen und sie korrigieren, sondern nachhaltig Verkrustungen aufbrechen, falsche Einstellungen entlarven, Systeme unterminieren. Dazu eignet sich weniger die objektive Falsifizierung von Daten oder positive Kritik (vgl. C 1). So soll jetzt noch ein Blick auf die rhetorischen Techniken der Kritiker geworfen werden, mit denen sie die Gewißheit der Wissenden erschüttern. Bemerkenswert sind vor allem die Strategien, mit denen sie den Leser selbst in Aporien führen, auf den Knackpunkt kommen lassen oder in einen Strudel hineinziehen, so daß er stutzt wie der von Sokrates' Zitterrochen (Menon 80a, 84b) Angerührte.

“The medium ist the message” – oder wenigstens tragen die Vermittlungsstrategien, Darbietungsweisen (modisch gesprochen: die ‘Inszenierungen’) ein gut Teil dazu bei. Auch dieser Katalog erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

C 1. Explizite Aussagen

Dass sich Wissenskritik in Traktatform darbieten kann, versteht sich (vgl. Pico, Vives). Es sei auf das *aber des glaub ich niht* Konrads von Megenberg (A1) verwiesen.

C 2. Verunglimpfung der Enzyklopädisten mittels Metaphern

SOKRATES hat *Koch und Arzt* in Proportionalitätsanalogie von Sophist zu Philosoph einander gegenübergestellt (B 1). FISCHART bezeichnet in der Vorrede zum «Catalogus» die Kompilatoren als *Büchermaulwerffent* (‘Maulwürfe’).

MONTAIGNE äussert sich in einem Essai (I, 24) sehr skeptisch über die naive Art der Wissensvermittlung seiner Zeit: *Nous ne travaillons qu'à remplir la memoire, et laissons l'entendement et la conscience vuide. Tout ainsi que les oyseaux vont quelquefois à la queste du grain, et le portent au bec sans le taster, pour en faire bechée à leurs petits: ainsi nos pedantes vont pillotans la science dans les livres, et ne la logent qu'au bout de leurs lévres, pour la dégorgier seulement, et mettre au vent. [...] Nous prenons en garde les opinions et le sçavoir d'autruy, et puis c'est tout: il les faut faire nostres. [...] Que nous sert-il d'avoir la panse pleine de viande, si elle ne se digere, si elle ne se trans-forme en nous? si elle ne nous augmente et fortifie?*

Hierhin gehört auch GOETHES Wort: *“Hier sind die großen Lexica, die großen Krambuden der Literatur, wo jeder einzeln sein Bedürfnis pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann!”*

C 3. Auf Untauglichkeit der Ordnungskriterien beruhender Witz

LICHTENBERG notiert: *Dieser Mann arbeitete an einem System der Naturgeschichte, worin er die Tiere nach der Form der Exkreme geordnet hatte. Er hatte drei Klassen gemacht: die zylindrischen, sphärischen und kuchenförmigen* (G 161). Die Pointe besteht zunächst im Überraschungsmoment und im Skatologischen. Das Einteilungskriterium ist anhand von alltäglichen Beispielen wie Hund, Pferd, Kuh sofort evident, anders als etwa das Linnésche des farblosen vs. roten Bluts oder der Anzahl von Herzkammern zur Gliederung der Fauna. Der epistemologische Witz liegt nun aber gerade hierin: beim solchermaßen evidenten Kriterium handelt es sich um ein Epiphänomen, und Epiphänomene taugen nicht zur Systematisierung. (Es ist wie wenn ein Botaniker mittels des Kriteriums der ‘Sukkulenz’ Ordnung ins Pflanzenreich bringen wollte; dabei tritt Sukkulenz bei ganz verschiedenen, nicht miteinander verwandten Pflanzen auf: Sempervivum, Kakteen, Liliaceen, Euphorbien, Kompositen u.a.). Lichtenbergs Witz führt zur Frage, worin man erkennt, ob ein Kriterium ‘tief’ genug liegt. In der Geschichte der Biologie läßt sich die Suche nach einem ‘natürlichen’ System bis zur heutigen Klassifikation anhand von Aminosäuresequenzen gut verfolgen. Lichtenberg karikiert auf diese Weise, dass alle klassifikatorischen Merkmale etwas Willkürliches haben. – Die Suche nach einer ‘natürlichen’ Ordnung beruhigt sich bei der Anordnung nach theonomen Vorgaben (Scheuchzer B 12).

C 4. Galimathias

Der Roman von RABELAIS / FISCHART mündet immer wieder in sammelsuriumsartige Kataloge. Beispiel: Der kleine Gargantua erzählt seinem um die Reinlichkeit des Knaben besorgten Vater, er habe durch lange Erfahrung das probateste Mittel, sich den Hintern zu putzen, gefunden, worauf er eine lange Liste von Arschwischen mit ihren Vor- und Nachteilen darbietet (G 13 = Fischart GKl 16. Kap.): Brusttücher aus Samt, Taffet, Seide; ein mit Federn beblühtes Pagenbaret; der Pelz einer Katze (bei Fischart eines Maulwurfs); Nastüchlein, Kopfkissen, Laken, Teppiche, usw.

In der Diskrepanz zwischen Belanglosigkeit (oder gar Obszönität) des Objekts und der akribischen Ausfaltung all seiner Erscheinungsformen sowie durch die lächerliche Subsumtion der ganzen Welt unter einem einzigen Aspekt gerinnt die ‘enzyklopädische’ Darbietung zur Enzyklopädiekritik. – Andere Beispiele sind: der Katalog berühmter Pferde aus Anlass des Steckenpferds des Gargantua (GKl 15); der Katalog der Schwerter, die Gargantua nicht [!] hat (GKl 11); der Katalog der Spiele (GKl 25).

C 5. Regressus ad infinitum

Pierre BAYLE kommt im Artikel über *Simonides* von Keos (Anm. F) auf die Antwort zu sprechen, welche dieser einem Fürsten gab, der die Beschreibung Gottes von ihm verlangte. Es handelt sich um die Anekdote aus Ciceros »De natura deorum« (I,60), wo Simonides vom Tyrannen Hieron gefragt wird, was Gott ist, und sich zuerst einen Tag Bedenkzeit ausbedingte, dann zwei usw. bis er sagt: "*Quanto diutius considero, tanto mihi res videtur obscurior.*" Bayle 'rekonstruiert' sodann die Überlegungen, die dem Simonides im Kopfe herumgegangen sein mochten und die in einen unendlichen Regress führen. Gott ist mit dem Mittel der Ratio nicht erkennbar.

Bayle zitiert die Anekdote auch in der Version des Tertullian (Apologeticum 46), der dem gebildeten Skeptiker den einfachen christlichen Handwerker gegenüberstellt, der Gott bereits gefunden hat und dieses sichere Wissen mit Taten besiegelt; beide handeln richtig: der Naive erkennt den offenbarten Gott, der Intellektuelle lässt das Unerkennbare unangetastet – Ausdruck von Bayles Fideismus. Vgl. hierzu auch den Artikel über den Jansenisten Pierre *Nicolle*.

C 6. Widersprüche stehen lassen oder gar herausstellen

Die Technik, den Dissens (die *diaphonia*) verschiedener Lehrmeinungen zu einem Thema herauszustellen und daraus den skeptizistischen Schluss zu ziehen, die Wahrheit hierin sei offensichtlich unauffindbar, ist alt. MONTAIGNE liebt es, Widersprüche stehen zu lassen. Beispielsweise bemerkt er bei der Diskussion, ob das Königtum eine Last oder eine Würde sei: *Es ist noch keinen Monat her, dass ich zwei schottische Bücher durchblättert, welche darüber streiten. Nach demjenigen, welches für das Volk ist, ist der König schlimmer dran als ein Kärrner: Das andere, welches die Monarchie verteidigt, erhebt ihn an Macht und Hoheit noch etliche Klafter über Gott.* (III,7 = 896) Das Verfahren, gegensätzliche Positionen herauszupräparieren um eine höhere Ebene – die des Zweifels – zu gewinnen, haben wir angetroffen bei GRIMMELSHAUSEN und BAYLE.

C 7. Satire

Die Satire erlaubt es durch ihre literarisch lustvolle Verfremdung und Übersteigerung ihr Objekt als Narretei hinzustellen. Sie lässt den Verspotteten selbst zu Wort kommen, wodurch er sich entlarvt, wie wir das bei SWIFT gesehen haben. Der Satiriker suggeriert beim Publikum nur eine Diagnose; er braucht weder Aitiologie noch Therapie vorzuschlagen – er braucht keine Verbesserung der Wissensorganisation zu entwerfen.

C 8. Fake

Die von Jürgen Mittelstraß herausgegebene »Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie« enthält mitunter Artikel über fiktive Personen und philosophische Terme. Das Beispiel, das sich herumgesprochen haben wird, ist der Eintrag über Jakob Pilzbarth (1844–1911). Spätestens, wenn man beim Bibliographieren des "Jb. Preuß. Geolog. Landesanstalt 49 (1928)" nicht fündig wird, kommen Zweifel auf. Der Artikel gibt sich bei zweiter Lektüre stilistisch ebenso zu erkennen wie derjenige über das Philosophem

“subthiel”, in dem einen Verweis auf “Mittelstreß” zum Schmunzeln anregt – das einem aber einfriert, wenn man bedenkt, welche andere Artikel (nicht nur in diesem Handbuch) fingiert sein könnten, wie sie dann kolportiert werden und sich möglicherweise im wissenschaftlichen ‘Diskurs’ festsetzen. So enthält die Enzyklopädie Kritik am Enzyklopädischen selbst.

C 9. Narrative Einbettung

In ‘Entwicklungsromane’ (WITTENWILER, RABELAIS) lassen sich z.B. durch schlechte Präzeptoren oder unsinnige Curricula, denen die Helden ausgesetzt sind, bequem Enzyklopädie- und Wissenskritik einbringen.

C 10. Eine allen Anforderungen an Systematik widersprechende Taxonomie ersinnen

Foucault zitiert im Vorwort zu “Les mots et les choses” (1960) eine Stelle von Jorge Luis BORGES, wonach es in einer chinesischen Enzyklopädie heisse, *dass die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen.*

Die Einteilungskriterien sind nicht einheitlich; einzelne Klassen schließen sich ein; die Hierarchien stimmen nicht – kurz: Es gibt kaum einen Verstoß gegen wissenschaftliches Klassifizieren, der hier nicht begangen ist. Wer schon Versuche unternommen hat, Kinder zu erziehen, kennt die Haufen mit verschiedensterlei Dingen, die abgelagert werden, wenn man sie ermuntert ‘das Zimmer aufzuräumen’, das heisst Zusammengehöriges zusammenzulegen: ein Haufen enthält z.B. alle pelzigen Dinge, d.h. Teddybären, Haarbürsten, Schnurknäuel, das Buch von der Maus usw. – Der Einblick in ‘exotische’ Ordnungsmuster lässt uns alert werden dafür, dass diejenigen, an die wir gewöhnt sind, auch nicht zwingend ‘richtig’ sind.

C 11. Verwirrende Querverweise

DIDEROT äussert sich in seinem Artikel “Encyclopédie” ausführlich zu den verschiedenen Aufgaben der Querverweise (*les renvois de confirmation et de réfutation*): Einerseits verbinden sie die Zweige mit dem Stamm und retten so die Systematik im alphabetisch angeordneten Lexikon; andererseits setzen sie einzelne Teile in Opposition und versuchen so, den Leser zu ent-täuschen (*détromper*).

Je distingue deux sortes de renvois: les uns de choses, & les autres de mots. Les renvois de choses éclaircissent l'objet, indiquent les liaisons prochaines avec ceux qui le touchent immédiatement, & ses liaisons éloignées avec d'autres qu'on en croiroit isolés; rappellent les notions communes & les principes analogues; fortifient les conséquences; entrelacent la branche au tronc, & donnent au tout cette unité si favorable à l'établissement de la vérité & à la persuasion. Mais quand il le faudra, ils produiront aussi un effet tout contraire; ils opposeront les notions; ils feront contraster

les principes; ils attaqueront, ébranleront, renverseront secretement quelques opinions ridicules qu'on n'oserait insulter ouvertement. Si l'auteur est impartial, ils auront toujours la double fonction de confirmer & de réfuter; de troubler & de concilier.

Beispiele für ironische Verweisungen gibt Diderot indessen nicht. Auch ausgiebiges Blättern in den 17 Folianten (die Querverweise sind leicht ersichtbar, da durch Kapitälchen typographisch hervorgehoben) fördert kaum etwas Einschlägiges zutage. Immerhin ein Fund: Wie ist der Verweis von Agneau (*Théol.*) auf Pascal einzuschätzen? (I, 177a)

C 12. Das Dialogische

Was in einem Text als Dialog erscheint, hat verschiedene Tiefenstrukturen, es kann ein katechetisches Abfragen sein, eine Technik der Disposition von Material, ein bloßer stilistischer Trick zur Verlebendigung einer im Kern monologischen Rede – ein weites Feld. Gemeint ist hier der Dialog, in dem gegensätzliche Meinungen aufeinandertreffen und gerade dadurch sich in ihrer Eigenart entfalten. Dadurch kann die Vielaspektigkeit einer Sache gut zur Darstellung gebracht werden.

MONTAIGNE hat, obwohl er die literarische Form selbst nicht verwendet hat, deren Sinn genau erspürt: *Platon me semble avoir aimé ceste forme de philosopher par dialogues, à escient, pour loger plus decemment en diverses bouches la diversité et variation de ses propres fantasies.* Der Essai III,8 *De l'Art de Conferer* ist dem Thema des Streitgesprächs gewidmet.

C 13. Stil

MONTAIGNES Stil in den Essais setzt das in den Text um, wovon er spricht. Wo es keine feste, objektive Bestände des Wissens gibt, gibt es keine Systematik, der man entlang schreiben könnte. Wer sich des Urteils enthalten möchte, meidet die Form des Belehrens.

In seinem Hexen-Kapitel sagt er, die Täuschungen (*les abus*) rührten daher, dass man uns lehrt, das Eingeständnis unserer Unwissenheit zu scheuen, und dann sagt er in sprachlogischer Wendung: *Nous parlons de toutes choses par precepte et resolution.* Diesen in die Irre führenden affirmativen Stil vermeidet er strikt. *C'est par maniere de devis, que je parle de tout, et de rien par maniere d'advis. Nec me pudet, ut istos, fateri nescire, quod nesciam.*

Anlässlich einer Digression schreibt er: *Mes fantaisies se suyvent, mais par fois c'est du loing, et se regardent, mais d'une veuë oblique.* Und weiter: *J'ayme l'alleure poetique, à sauts et à gambades. [...] Mon stile et mon esprit vont vagabondant de mesmes.*

Montaigne meidet Urteile, Klassifikationen, Gliederungen. Er lässt Widersprüche stehen, hebt sie sogar hervor, Das Fragmentarische, Vorläufige, Revidierbare, die Abschweifung ist wichtiger als irgendeine Dispositio. Die Preisgabe der Traktatform ist möglich dadurch, dass der Zusammenhang der Materie durch den Bezug auf das Ich des Autors gewährleistet ist. Sein Schreiben bildet einen offenbleibenden Prozess des perspektivenreichen – das heisst auf

verschiedene Subjekte bezogenen – Umkreisens ab, in den er auch seinen Leser hineinziehen will. Der Stil ist auch Ausdruck der Unerkennbarkeit des Ganzen.

Leibniz äussert sich über BAYLES Stil in dessen »Projet« 1692: Er vermisst einen gewissen “ordre constant”; “... ces discours libres et vagabonds, où les connexions naissent par hazard, comme dans une conversation, sont bons dans quelque petit ouvrage galant ...” Aber genau das wollte Bayle erreichen.

Auch das Fragment (NOVALIS), der Aphorismus (LICHTENBERG), kann Ausdruck einer Systematik-Verdrossenheit sein.

C 14. Die Kritik am Enzyklopädischen generiert selbst Enzyklopädisches – ein Eigengol?

Einige der Kritiker am enzyklopädischen Gedanken verfassen selbst Enzyklopädien (AGRIPPA, BAYLE). Das scheint paradox. Bei Agrippa liegt das an einer summativen Argumentationstechnik, die alle zu kritisierenden Wissensbestände nennen will, um ihren Anspruch zu vernichten. Bei Bayle ist das Enzyklopädisch-Stoffliche ein Mittel, um den Leser durch den Wust von stützenden Argumentationen zu irritieren und so auf eigene Gedanken zu bringen.

D. Bilanz

Ich möchte das Panorama hier nicht handlich zusammenfassen, sondern eine weiterführende Überlegung anstellen: Es scheint eine Art Homöostase zwischen Enzyklopädiebedürfnis und Enzyklopädiekritik zu geben.

Es gibt Zeiten, da hat das Wissen Konjunktur: bei den Sophisten, in der Spätantike, in der Karolingerzeit, im Spätmittelalter, im 17. Jahrhundert. Und es gibt Zeiten, da wird wegen der Überdosis an Wissen und aus Dégoût und aus anderen Gründen das Anhäufen von Wissen kritisiert. Und aus Anlass dieser Kritik entstehen gelegentlich wieder neue Enzyklopädien. So halten sich die Wissensspeicherung und die Wissensentsorgung die Waage.

(a) Die Enzyklopädien bieten die Information abgeschnitten von ihren Produktionsbedingungen an. Darauf sind wir immer wieder angewiesen, weil wir nicht in jedem Fall einen Diskurs über die Verlässlichkeit der Informationen führen können. – Die Kritiker behaupten: selbständiges Denken heisst nicht konsultieren, sondern: staunen, sich irritieren lassen, neu kombinieren usw. *L’homme est né pour penser de lui-même*. Auch sie haben recht, wenn sie das Denken vor dem Wissen schützen wollen.

(b) Im Gegensatz zu den Buntschriftstellern wollen die Enzyklopädisten aller Couleur nicht beim Akkumulieren stehen bleiben, sondern das Wissen strukturieren. Enzyklopädien sind Ausdruck eines Bedürfnisses nach Ordnung einer unübersichtlich werdenden Menge an Wissen, auf das man zugreifen, das man bewahren und weitertradiieren möchte. – Jede Kritik an überkommenen Wissensbeständen ist auch eine Unterminierung der Ichkonstanz, jede Skepsis erschüttert die Befriedigung durch Vorurteile, stört die anthropozentrische

Behaglichkeit. Beide Strebungen müssen in Balance am Werk sein, damit eine Gesellschaft sich adaptiv verhalten kann. Vielleicht verdankt sich die 'moderne abendländische Mentalität' (wenn dieses Verallgemeinerung erlaubt ist) zu einem Teil dieser Symbiose.

(c) Enzyklopädien geben immer nur Antworten, und zwar auf Fragen, die die Kompilatoren bei den Konsultierenden unterstellen müssen. – BRECHTS Herr Keuner sagt dagegen: *Ich habe bemerkt, dass wir viele abschrecken von unserer Lehre dadurch, dass wir auf alles eine Antwort wissen. Könnten wir nicht im Interesse der Propaganda eine Liste der Fragen aufstellen, die uns ganz ungelöst erscheinen?*

Bibliographie der Quellen

AGRIPPA VON NETTESHEIM, (Henricus Cornelius), *De Incertitudine et vanitate artium, atque excellentia Dei declamatio*, Erstausgabe: Antwerpen: J. Graphaeus 1530. – Agrippa von Nettesheim, *Über die Fragwürdigkeit, ja Nichtigkeit der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, mit einem Nachwort hg. Siegfried Wollgast; übers. und mit Anm. versehen von Gerhard Güpner, Berlin: Akademie-Verlag 1993.

Jean LEROND D'ALEMBERT, *Einleitung zur Enzyklopädie*, aus dem Französischen übers., Hamburg: Meiner 1955; hg. und mit einem Essay von Günther Mensching, (Fischer Taschenbuch 6580), Frankfurt 1989.

Francis BACON, *Neues Organon* (1620), hg. von Wolfgang Krohn, Hamburg: Meiner 1990 (lat. Text der Ausgabe von James Spedding et al., 1858; dt. Übersetzung Rudolf Hoffmann, Berlin [DDR] 1962).

Pierre BAYLE (1647–1706), *Dictionnaire historique et critique*. – Die erste Auflage, Amsterdam 1696/97, war zweibändig, die zweite, erweiterte erschien in Rotterdam 1702 in vier Foliobänden. – Deutsche Übersetzung veranlasst durch Johann Christoph Gottsched u.a Leipzig: Breitkopf 1741–44 (Reprint Hildesheim 1974–78). [Zitierweise: nach Lemma des Artikels und Anmerkungen]

Pierre BOISTUAU [dit LAUNAY], *Le Théâtre du Monde* (1558), Edition critique par Michel Simonin, (Textes Littéraires Françaü 297), Genève: Droz 1981. – erste deutsche Übersetzung von Laurentius Rotmund, St.Gallen 1606; viersprachige Ausgabe Köln 1619.

- Thomas BROWNE, *Pseudodoxia Epidemica or, Enquiries into very many Received Tenents And commonly presumed Truths*, London 1646. – moderne Ausgabe ed. Hugh A. Robbins, Oxford: Clarendon Press, 1981 – Als e-Text:
<http://penelope.uchicago.edu/pseudodoxia.shtml> – Zeitgenössische deutsche Übersetzung: Thomae Brown ... Pseudodoxia Epidemica. Das ist Untersuchung derer Irrthümer, so bey dem gemeinen Mann ... im Schwange gehen: In Sieben Büchern ... und dann ferner in denen übrigen sechs Büchern von den Irrthümern, die Mineralien, Gewächse, Thiere ... betreffend. Aus dem Englischen und Lateinischen übersetzt durch Christian Peganium, Franckfurt / Leipzig: Christoff Riegels 1680.
- DIOGENES LAERTIUS, *Leben und Meinungen berühmter Philosophen*, . aus dem Griechischen übersetzt von Otto Apelt, hg. Klaus Reich, (Philosophische Bibliothek 53/54), Hamburg: Meiner, 2. Aufl. 1967 – IX, xi, 61–108 über Pyrrhon aus Elis.
- Johann FISCHART, *Affentheuerlich Naupengeheuerliche Geschichtklitterung...* Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 mit einem Glossar hg. Ute Nyssen, Darmstadt: wbg 1967.
- Johann FISCHART, *Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis* (1590), hg. Michael Schilling, Tübingen: Niemeyer 1993.
- Gustave FLAUBERT, *Bouvard et Pécuchet*, éd. Stéphanie Dord-Crouslé, Paris: Flammarion 1999 (GF 1063) [Zitiert wird nach Buch und Zeile dieser Ausgabe.]
- Samuel Greifnson vom Hirschfeld [Anagramm für Hans Jakob Christoffel von GRIMMELSHAUSEN, *Satyrischer Pilgram* [1667], hg. Wolfgang Bender, Tübingen: Niemeyer 1970.
- Georg Christoph LICHTENBERG, *Schriften und Briefe*, Erster/zweiter Band: Sudelbücher, hg. Wolfgang Promies, München: Hanser 1968/1971. Kommentarband 1992.
- MICHEL DE MONTAIGNE, *Essais* (1580 / 1588 / 1595), in: *Œuvres complètes, textes établis par Albert Thibaudet et Maurice Rat*, (Bibliothèque de la Pléiade 14, Paris: Gallimard 1962. [danach die Steitenzahlen] — [T]: dass., ins Deutsche übersetzt von Johann Daniel Tietz [mit einem Register!], Leipzig 1753/54; Neuausgabe Zürich: Diogenes 1992. — [L]: dass., Auswahl und Übersetzung von Herbert Lüthy, Zürich: Manesse 1953 [Die Auslassungen sind nicht gekennzeichnet!]. – Der Text von 1595 im Internet: <http://www.chez.com/trismegiste/montable.htm>
- Francesco PETRARCA, *De sui ipsius et multorum ignorantia. Über seine und vieler anderer Unwissenheit*, lat.-dt.; übers. Karl Kubusch; hg. und eingeleitet von August Buck, Hamburg: Meiner 1993 (Philosophische Bibliothek 455).
- PETRUS DAMIANI, *An den Einsiedler Leo*, Migne PL 145,232; mit dt. Übersetzung bei Eugenio Garin, *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik, I: Mittelalter*, (rowohlts deutsche enzyklopädie 205/206), Reinbek 1964, S. 140ff.

Ioannes Franciscus PICUS MIRANDULA: Ioannis Francisci Pici Mirandulae Examen vanitatis doctrinae gentium et veritatis Christianae disciplinae, distinctum in libros sex, Mirandulae : Macochius, 1520; Ristampa anastatica, Torino: Bottega d'Erasmus 1972 [Reprint des Druckes Basel 1573].

François RABELAIS, Gargantua und Pantagruel, verdeutscht durch Gottlob Regis (1832ff.) [zitiert als R], mit Anmerkungen von Ludwig Schrader, München: Hanser 1964.
Gargantua (1534) [Vorgeschichte zu P.; steht in den späteren Ausgaben am Anfang des Gesamtwerks]
Pantagruel (1532)
III. Buch (1546)
IV. Buch (1548)
V. Buch (1564, evtl. unecht)

[RORARIUS]: Hieronymi Rorarii quod Animalia bruta ratione utantur melius homine libri duo, Parisii: Cramoisy, 1648. – hier zitiert nach der Ausgabe: Hieronymi Rorarii ... Qvod Animalia Brvta Sæpe Ratione Vtantvr Melivs Homine : Libri dvo, Helmstadii, Impensis Christ. Frider. Weygandi, 1728

Johann Jacob SCHEUCHZER, Jobi physica sacra, oder Hiobs Natur-Wissenschaft, verglichen mit der heutigen, Zürich: Bodmer 1721.

[Franciscus SANCHEZ], That nothing is known, by Francisco Sanches. Introduction, notes, and bibliography by Elaine Limbrick. Latin text established, annotated, and translated by Douglas F. S. Thomson, Cambridge University Press 1988. – Francisco Sanchez, Il n'est science de rien = Quod nihil scitur, Texte établi et traduit par Andrée Comparot; Préface par André Mandouze, Paris: Klincksieck, 1984.

SEXTUS EMPICICUS, Grundriss der pyrrhonischen Skepsis. Einleitung und Übersetzung von Malte Hossenfelder, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968.

TERTULLIAN, De praescriptione, besonders Kap. 7, in: Migne, Patrologia Latina 2, 20f. = Bibliothek der Kirchenväter, Band 24, S. 312ff.

Juan Luis VIVES, Über die Gründe des Verfalls der Künste = De causis corruptarum artium, Lateinisch-deutsche Ausgabe, übers. von Wilhelm Sendner unter Mitarbeit von Christian Wolf ... [et al.]; hrsg., kommentiert und eingel. sowie mit Vive's Leben, Bibliographie und Personenregister versehen von Emilio Hidalgo-Serna, München: Fink 1990 (Humanistische Bibliothek. Reihe 2, Texte; Band 28)

Heinrich WITTENWILER, Der Ring, hg. Edmund Wiessner 1931; mit der Übersetzung von Horst Brunner, (Reclams Universalbibliothek 8749), Stuttgart 1991. – noch nicht überholt ist Edmund WIESSNER, Kommentar zu Wittenwilers Ring, Stuttgart 1936; Reprint Darmstadt: wbg 1970.

Ludwig WITTGENSTEIN, Philosophische Untersuchungen [erstmalig 1953]; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967.